

Dezember 12/2012

Aus dem Inhalt

Georg Lauscher
Leben – aber wie? 353

Bernhard Riedl
ZEHN 355

Dieter Tewes
Kirche ohne Fachkräfte 360

Andreas Bell
Mythos Geburt 367

Heinz Backes
Erwerbsarbeit im Wandel 369

Alois Schlachter
„Small ist beautiful“ in der XXL-Pfarrei 374

Bernhard Domagalski
Bischof Maternus von Köln (313) 378

Literaturdienst: 382
Hans-Joachim Höhn: Fremde Heimat Kirche
Franz Jalics: Lernen wir beten

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Spiritual Pfarrer Georg Lauscher, Priesterseminar, Leonhardstr. 10, 52064 Aachen | Bernhard Riedl, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Dieter Tewes, Bistum Osnabrück, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Dr. Andreas Bell, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Heinz Backes, Bistum Aachen, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | P. Alois Schlachter C.P.P.S, Missionshaus der Missionare vom Kostbaren Blut, Franz-Sales-Weg 9, 9488 Schellenberg (Fürstentum Liechtenstein) | Pfarrer Dr. Bernhard Domagalski, Mühlenstraße 6, 53721 Siegburg

Unter Mitwirkung von Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Weihbischof Dr. Heiner Koch, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Prälat Dr. Stefan Dybowski, Niederwallstr. 8-9, 10117 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001, Fax (0221) 1642-7005, Email: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Georg Lauscher

Leben – aber wie?

In seinen ersten Jahren als Bischof von Aachen schrieb Klaus Hemmerle ein Buch mit dem Titel: „Glauben – wie geht das?“ Oft suchte er während seines Pontifikates die Begegnung mit Menschen „am Rande“. Vielleicht auch darum beschäftigte ihn in seinen letzten Jahren immer stärker die Frage: „Leben – wie geht das?“ Noch tiefer und noch weiter schien ihm wohl diese Frage zu gehen, noch näher den Menschen, die – oft verzweifelt – ihr Leben zu bestehen suchen, noch näher Christus, in dem das Leben ist (Joh 1,4), ja der das Leben ist (Joh 11,25; 14,6).

Sein Nachfolger Bischof Mussinghoff bitet alle Pastoralteams, je zwei Kundschafter zu bestellen und auszusenden: einen Kundschafter für religiöse Suche (auch außerhalb des kirchlichen Milieus) und einen Kundschafter für soziale Not.

Wenn wir der Bewegung der Menschwerdung Gottes folgen wollen, können wir nicht unter uns bleiben. „Seid untereinander so gesinnt, wie es dem Leben in Christus Jesus entspricht: Er war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest, wie Gott zu sein, sondern er entäußerte sich und wurde ... den Menschen gleich“ (Phil 2,5-7). Er hielt nicht – so wäre noch näher am Text zu übersetzen – am Privatem (lat. privat = geraubt) fest, sondern ging über sich selbst hinaus. Gott wollte – so Bernard von Clairv-aux – das, was er von Ewigkeit her wusste, in Christus durch die Erfahrung am eigenen Leibe lernen.

Im Advent des Jahres 1944 schrieb Alfred Delp im Angesicht des Todes über diese Bewegung Gottes nachdenkend: „Es ist die unbegreifliche Tatsache der Eingeschichtlichkeit Gottes. Dass er in unser Gesetz, in

unsere Räume, in unsere Existenz eintritt: nicht nur wie, sondern als einer von uns. Das ist das Erregende und Unfassliche... Er ist auf unseren Straßen anzutreffen. In den dunkelsten Kellern und den einsamsten Kerkern des Lebens werden wir ihn treffen.“ Und an anderer Stelle: „Solange der Mensch an der Straße liegt, wird ihm der der Nächste und damit Zuständigste sein, der sich seiner annimmt und ihn beherbergt, nicht aber einer, der zum „heiligen Dienst“ vorbeigeht, weil er hier nicht zuständig ist. – Also: Religiöse Vertiefung und Fülle bei denen, die noch religiös existent sind. Ausrichtung dieser auf die Verantwortung der Rettung und Gesundung aller. Damit ist gesagt, dass ich die sogenannten „rein religiösen“ Bemühungen um den Menschen heute für unfruchtbar halte, da sie den Menschen nicht in der Fülle seiner Not treffen, sondern, obwohl sie von der Mitte reden, doch an der Peripherie bleiben. ... Es muss um den Menschen gehen, der an der Straße liegt, um seine Wiederherstellung und um die Entbindung des innersten Wertes seines Herzens und seines Gemütes. Es muss um den Menschen der Ehrfurcht, der Anbetung und der Liebe gehen.“

Jesus von Nazareth ist „der Dreh- und Angelpunkt“ eines christlichen Lebens und Glaubens. Er ist „die Tür“, durch die wir als Kirche hindurchgehen müssen, um ärmer an Privatem, Geraubtem zu den Menschen zu gehen. Er ist „das Nadelöhr“, durch das wir „Kamele“ nur in unserer nackten Wahrheit hindurch kommen, entblößt manch reicher Tradition, die zur einschnürenden Last wurde.

Gott ist in Jesus Christus Mensch geworden, und gerade so der Allumfassende. Wenn wir den Beginn und das Ende seines irdischen Lebens betrachten, ist er genauerhin ein armer und schwacher Mensch geworden. „Der Mensch ist schwach“, sagte ein Freund, der es nach einer schweren Kindheit weder in einer Ehe noch in einer Arbeit aushalten kann.

Wenn Jesus der Freund der Geplagten und Bedrängten, der Verletzten und Verlorenen

ist, wie kann ich ihm, diesem Jesus, freundschaftlich verbunden sein, ohne dem ein oder anderen seiner Freunde ein Freund, eine Freundin zu werden? Wer Freunde und Freundinnen findet unter den Freunden Jesu am Rande, der wird die Welt, die Kirche, ja Gott selbst mit neuen Augen sehen lernen. Bei ihnen dürfen wir hin und wieder in die Schule gehen, bei jenen, zu denen Jesus selbst gehörte und die er seliggepriesen hat, weil sie in ihrer Armut und Not den größten Gott erhoffen.

Am Ende des 2. Vatikanischen Konzils trafen sich 40 Bischöfe in der Domitilla-Katakomba zu Rom und unterschrieben eine Selbstverpflichtung, um ihren Bischofsdienst dem Leben Jesu und dem Leben der Armen entschiedener anzunähern. Diesem „Katakombenpakt“ „für eine dienende und arme Kirche“ schlossen sich später ca. 500 weitere Bischöfe an.

Was ist aus dieser Geistvollen Tradition geworden?

Unsere Kirche ist überreich mit Traditionen gesegnet. Die entscheidende Frage ist die der geistlichen Unterscheidung: Welche dieser Traditionen dürfen wir in der Nachfolge Jesu auf keinen Fall aufgeben? Verführerisch sind für uns jene Traditionen, mit denen sich leicht Machtgehab und Selbstgefälligkeit verbinden.

Die gelebte Liebe zu Gott und den Menschen vertieft und vereinfacht unser eigenes Leben. Sie macht uns freier, zugänglicher und empfänglicher für Gott und die Menschen. So wird „die Schwäche der menschlichen Mittel zu einer Quelle der Kraft“ (Charles de Foucauld).

Leben – aber wie?

„Dem Leben trauen, weil Gott es mit uns lebt!“ (A. Delp).

Dies lernen von den Kindern, von den Armen, von Christus selbst.

Liebe Leserinnen und Leser,

nach den „ZEHN großen Wörtern des Christentums“ wurden Interessierte im Rahmen eines Internetseelsorge-Projektes befragt. Die aus der Gesamtauswertung sich ergebenden „Top Ten“ könnten schon so etwas wie die Grundlage einer Weihnachtspredigt sein. Das Projekt wie auch ein anstehendes Folgeprojekt stellt der verantwortliche Referent **Dipl. Theol. Bernhard Riedl**, aus dem Bereich Verkündigung/HA Seelsorge des Generalvikariates Köln vor.

Dieter Tewes, Referent für Missionarische Dienste/missio im Seelsorgeamt des Generalvikariates Osnabrück, lenkt den Blick auf die gewachsene und weiter wachsende Bedeutung der sog. „Ehrenamtlichen“. Inspiriert von Erfahrungen auf den Philippinen verwurzelt er ihr Tun in der Taufwürde und gelangt zu einer neuen Verhältnisbestimmung zwischen den „pastoralen Fachkräften“ und denen, deren Charismen und Dienste ohne Hauptamtlichkeit gefragt sind.

Einen ungewohnten Blick auf das Weihnachtsmysterium wirft **Diakon Dr. Andreas Bell**, ebenfalls aus dem Referat Dialog und Verkündigung der HA Seelsorge im GV Köln, unter dem Stichwort „Mythos Geburt“.

Die Arbeitswelt als eine Dimension der Welt, in die hinein Inkarnation geschehen ist, beleuchtet **Dipl. Soz.-Päd. und Caritaswiss. Heinz Backes**, der als Referent für den Fachbereich Arbeiter- und Betriebspastoral im Generalvikariat Aachen arbeitet.

P. Alois Schlachter C.P.P.S., zuständig für die Berufungspastoral der Missionare vom Kostb. Blut im Fürstentum Liechtenstein, reflektiert die aktuellen Strukturveränderungen in der Kirche auf der Folie der „Lehre vom rechten Maß“ des Österreicher Leopold Kohr aus Oberndorf, wo „Stille Nacht“ 1818 erstmals erklang.

Pfr. Dr. Bernhard Domagalski, Pfarrvikar in Siegburg, wirft schon einen Blick auf das Jahr 2013, in dem das Erzbistum Köln sein tausend-siebenhundertjähriges Jubiläum feiern wird, dem Jahr der ersten Nennung eines Kölner Bischofs: Maternus. Wer war er?

Mit einem Verweis auf mein mittlerweile „traditionelles“ Weihnachtspoem auf der letzten Seite wünsche ich Ihnen allen von Herzen ein gesegnetes Geburtsfest unseres Herrn und grüße Sie ebenso herzlich

Ihr



Gunther Fleischer

Bernhard Riedl

ZEHN

In ZEHN Wörtern sich dem Wesen des Christentums nähern – geht das?



ZEHN Wörter, das ist nicht viel – viel weniger als das Credo (210) und auch noch viel weniger als das Vater Unser (63). Aber worum geht es überhaupt?

Das Referat DIALOG und VERKÜNDIGUNG im Kölner Generalvikariat hatte zur Teilnahme an einem Internetseelsorge-Projekt eingeladen: Interessierte Menschen konnten auf www.zgwdc.de¹ ihre ZEHN großen Wörter des Christentums hinterlegen: „Worum geht es beim christlichen Glauben? Worauf kommt es an? Welche Wörter benennen am ehesten den Kern des Christentums in Lehre und Praxis? Wir wollen für ein paar Wochen auf dieser Seite „große“ Wörter des Christentums sammeln – von möglichst vielen, denen der christliche Glaube am Herzen liegt: von Glaubenssicheren ebenso wie von tastend oder zweifelnd Glaubenden, von engagierten Kirchenmitgliedern ebenso wie von solchen, die nur gelegentlich von ihrer Mitgliedschaft Gebrauch machen, von Suchenden und Fragenden, von jüngeren und älteren Menschen ...“

Warten auf Dialog

Die Projektidee nahm Gestalt an in den Monaten, als der vom Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz angekündigte Dialogprozess auf sich warten ließ und auch unter kirchlich engagierten und gebundenen Katholiken eine lähmende Frustration spürbar wurde. Die Initiatoren wollten anknüpfen an diverse Erfahrungen mit dem Dialog in der Kirche, etwa beim Pastoralgespräch im Erzbistum Köln, im Gespräch mit Menschen anderer Religionen oder solchen, die „ohne Gott leben“ (www.ohne-gott.de). Nach zehn Wörtern zu fragen, ist nun gewiss kein Dialog, aber es war gedacht als Anstoß sowohl für einen „inneren Dialog“ mit sich selbst als auch für das Gespräch in der persönlichen Umgebung, vielleicht ja auch für einen Gottesdialog.

Und tatsächlich wurde, was für manche zunächst wie ein Wort-Spiel aussah, für viele zu einer geistlichen Übung. Stöhnten einige, ZEHN Wörter seien viel zu wenig, fanden manche, um das Wesentliche des Christentums auszusagen, genüge ein einziges Wort.



Glaubensdialoge – offline

Zu den Überraschungen dieses Online-Projekts gehörte, dass es zu vielen Offline-Aktivitäten geführt hat: ZEHN große Wörter des Christentums kann man natürlich allein suchen – am PC sitzen, kurz nachdenken, Liste ausfüllen, fertig. Aber man kann auch

eine Glaubensinspektion daraus machen, sich vieles notieren, abwägen, verwerfen, sich in Gespräch und Lektüre vergewissern. Und man kann all das auch gezielt mit anderen tun. Davon haben uns Jugend- und Firmgruppen erzählt; aber auch Seniorenkreise und kfd-Gruppen haben ihre ZEHN Wörter gesucht und dabei erstaunliche Glaubensgespräche geführt: „Diese Wörter hat eine kfd-Gruppe im Rahmen eines gem. Frühstücks gesammelt.“ Auch familiär wurde das Projekt genutzt, so dass eine Wortliste mit der knappen Bemerkung kam: „Weihnachten im kleinen Kreis als Impuls gegeben und gemeinsam erstellt“.

Besonders originell war das Vorgehen einer Runde, in der zunächst jeder für sich seine ZEHN Wörter notiert hat, man sich dann paarweise und schließlich in Kleingruppen auf eine gemeinsame Liste von ZEHN Wörtern verständigen musste. Der Clou dabei war, dass am Ende jede Gruppe den übrigen Teilnehmern erläutern musste, wie sie ihre Auswahl getroffen hatte – und zwar indem sie erklärte, warum welche Wörter aus den ursprünglichen Listen es *nicht* ins Finale der ZEHN geschafft hatten.

Verschiedentlich haben die Ergebnisse solcher Dialoge dann leider nicht den Weg über das Internet genommen – mal versagte die Technik, mal war das Gefühl stärker, dass die Liste noch nicht wirklich fertig ist, mal erschien die Lösung der Aufgabe unmöglich.

„Virales Marketing“

Wer Besuch auf seiner Internetseite wünscht, muss Anreize schaffen, „für traffic sorgen“. Hier geschah dies durch Verlinkungen, Hinweise in den Online-Bistumsmedien, ungezählte E-Mails über diverse Verteiler und durch Postkarten, die kurz und knapp einluden: „ZEHN – Ihre zehn großen Wörter des Christentums auf www.zgwdc.de“ oder „Worauf es ankommt. Schenken Sie uns Ihre zehn großen Wörter des Christentums“. ZEHN hatte von Anfang

auf die Verbreitung der Idee über das Internet gesetzt. Auf facebook wurde eine eigene Fan-Seite² eingerichtet und die Idee vielfach „geteilt“. Aber auch Zeitschriften fanden die Sache interessant: „Eine wirklich großartige Idee, auf die ich in ‚THEO‘³ aufmerksam geworden bin – ein gutes Gelingen!“

Wer ein Projekt im Internet startet, hat nicht in der Hand, wer was darüber schreibt, wohin verlinkt und wie dabei kommentiert wird. Das ist der Nachteil des so genannten viralen Marketings, das „soziale Netzwerke und Medien nutzt, um mit einer meist ungewöhnlichen oder hintergründigen Nachricht auf eine Marke, ein Produkt oder eine Kampagne aufmerksam zu machen.“⁴

Eine gewisse Rolle spielten dabei auch einige katholische „Blogs“⁵, die es seit geraumer Zeit gibt. Da bloggte etwa Josef Bordat: „So etwas spricht mich immer an, weil es zum Nachdenken über den Glauben nötigt. Mehr noch: Es fordert eine Beschäftigung mit den Fundamenten des Glaubens, um ans Licht zu holen und zu betrachten, was sonst im Glaubensalltag unter der scheinbaren Selbstverständlichkeit des Vorausgesetzten verborgen bleibt. Das Ergebnis dieser radikalen Auseinandersetzung liest sich dann in meinem Fall wie folgt: Gott – Jesus Christus – Heiliger Geist – Liebe – Erlösung – Kreuz – Heil – Glaube – Hoffnung – Gemeinschaft. Kaum geschrieben, fiel mir auf, was ich alles vergessen hatte. Eine ganze Reihe theologischer, pastoraler und liturgischer Kernkonzepte. Etwa „Auferstehung“. Oder „Taufe“. Oder „Gnade“. Und – na, klar – „Gebet“. Aber was streichen? Die „Hoffnung“? Das „Heil“? Die „Gemeinschaft“? Die „Liebe“? Geht nicht! Gar nicht! Genau das ist wohl der Reiz dieser Reduktionsübung: Zu merken, wie viel mehr das Christentum immer ist.“

Die „Auswertung“

Der Nutzen des Projekts stand relativ früh fest, er lag eindeutig in der Motivation, sich – allein oder mit anderen – Rechenschaft vom Glauben zu geben, sich seiner zu vergewissern. Außerordentlich viele der Teilnehmenden haben sich für die Einladung bedankt, die Idee gelobt oder etwas von ihren Erfahrungen mitgeteilt – hier einige typische Beispiele⁷: *Meine zehn Worte des Christentums drücken aus, wie ich mir eine einheitliche christliche Kirche vorstelle. Es ist zweifellos eine Utopie. Aber, wer weiß? ▶Gar nicht so einfach! ▶10 Wörter sind schwer, da Assoziationsketten entstehen, von denen ich mich kaum lösen konnte. Aber die Projekt-Idee ist brillant. ▶Die zehn Wörter sind eigentlich ein Glaubensbekenntnis! ▶Hoffentlich machen viele mit! Tolle Idee, wünsche viel Glück, hoffentlich bringt dies ein wenig wenigstens Veränderungen in Gang. ▶Ich bedanke mich für die Anregung, die mich persönlich herausgefordert hat, selbst noch einmal über mein christliches Leben nachzudenken. ▶Gar nicht so einfach - 10 Worte zu finden, 10 Sätze wären womöglich einfacher. Spirituelles Brainstorming, quasi. Bin gespannt auf das „Ergebnis“.*

Am Ende wurde gezählt und sortiert und das Ergebnis nicht nur in eine Liste gepackt, sondern als Postkarte⁸ (mit den ZEHN meistgenannten Wörtern) und als Plakat (mit sämtlichen 7.444 Wörtern) allen Mitmachern und Interessierten zur Verfügung gestellt. 748 Menschen haben sich beteiligt, denen der christliche Glaube am Herzen liegt. Manche haben nur ein Wort "gespendet", einige haben mehrmals mitgemacht, etliche haben ihre Listen im Kommentarfeld erläutert oder begründet.

Die Statistik ist durchaus überraschend: 57 % Frauen, 43 % Männer – das ist ziemlich ausgewogen und entspricht so nicht den Geschlechterverhältnissen bei Glaubensveranstaltungen im „real life“. Ob der verhältnismäßig hohe Männeranteil eher mit

dem Medium oder mit der geringen Zahl der erwünschten Wörter zu tun hat, muss offen bleiben; andererseits waren deutlich mehr Rückmeldungen zum Projekt an sich von Männern als von Frauen. Altersmäßig sind die größten Gruppen die „digital immigrants“⁹, also die 40er (29 %), die 50er (25 %), zu denen ja auch die noch älteren „silver surfer“ gehören (12 %) und die 30er (13 %). „Digital natives“¹⁰ sind nur 21 %. Das Medium allein bringt offensichtlich die jüngeren Menschen nicht verstärkt in den Glaubensdialog.¹¹ Dass auch im Netz Konfessionsgrenzen schwer zu überwinden sind, belegen die 89 % Katholiken sowie die knapp 7 % Evangelische unter den Einsendern.

Die Wortliste

Unter den ZEHN Wörtern ist keines, das nicht eine gute theologische, ja biblische Begründung für seine Platzierung beanspruchen könnte. Überraschend, jedenfalls angesichts des politischen Konsenses in Sachen Sozialpolitik, sind am ehesten noch „vergeben“ und „Barmherzigkeit“. Aber wie bei „Liebe“ mag der Wert auch deshalb so hoch liegen, weil die dazugehörigen Wirklichkeiten so defizitär gelebt und erfahren werden. Nachdenkenswert, dass „Kirche“ es nicht in die Top 10 geschafft hat, ebenso wenig wie die dritte göttliche Person oder „Kreuz“. Die finden sich aber neben „beten / Gebet“, „Bibel“, „Erlösung“, „Gnade“, „Freude“, „Friede“ und „Eucharistie“ in den Top 20, gefolgt von „Leben“, „Gerechtigkeit“, „Dreifaltigkeit“ und „Freiheit“.

Ein Prediger fand, dass in der Liste die Themen steckten, zu denen sich zu predigen lohnte, da dies offensichtlich derzeit die „geistlichen Einflugschneisen“ seien. Und ein theologischer Referent schrieb: „Daraus eine Theologie zu formulieren, wäre eine grandiose Idee ... Ich werde mir die Liste vor Augen halten, wenn ich wieder Vorträge oder Aufsätze vorbereite.“¹²

Internet-Seelsorge?

Als das Projekt bei der Konferenz der deutschen Beauftragten für Internetseelsorge vorgestellt wurde, fragte einer der Kollegen: „Was soll daran Seelsorge sein?“ Die Antwort eines anderen Konferenzteilnehmers hätte in der Projektbeschreibung der Initiatoren stehen können: „Menschen zum Nachdenken über ihren Glauben und seine Grundlagen zu bringen, gehört unbedingt zu den seelsorglichen Aufgaben. Und wenn es gelingt, Glaubende miteinander darüber ins Gespräch zu bringen, dann ist das sogar ein seelsorgerlicher Glücksfall.“ Dass dies mit dem Internet gelingt, ist vermutlich nur für jene Zeitgenossen überraschend, die sich dieses Mediums nicht bedienen. Seit sich mit dem so genannten „Web 2.0“ und den damit aufkommenden „Social Media“ (also Twitter, Facebook & Co.) der Charakter des Mediums von der Information zu Interaktion verschoben hat, sind die Internet-Nutzer (User) von reinen Konsumenten zu „Prosumenten“ geworden – sie konsumieren nicht länger nur noch vorgegebene Inhalte, sondern produzieren eigene „Formate“ für Text und Bilder. Und dies geschieht zahlreich auch durch christliche Angebote, von denen nicht wenige durch private Initiative leben. Bedenkt man, dass immer mehr Menschen für immer größere Anteile ihrer Kommunikation „Social Media“ nutzen, so ist leicht einsichtig, dass es sinnvoll ist, wenn sie dabei auch in unterschiedlichen Formen auf die gute Nachricht von Gott stoßen, der in Jesus Mensch geworden ist, und sich damit in dieser Lebenswelt auseinandersetzen. Diese neuen Medien als neue Wege der Verkündigung zu nutzen, ist das Gebot der Stunde. Allerdings darf man sich keine Illusionen machen, damit besonders Nichtglaubende erreichen zu können. Das mag hier und da auch vorkommen, meistens sind es aber jene Frauen und Männer, die sich in Gemeinden nicht, nicht mehr oder (etwa nach Wohnungswechsel) nicht wieder beheimaten konnten, jedoch ihr Katholischsein ebenso wenig abgelegt haben wie den gewöhnlich dazugehörigen Glauben.

Für Bistumsleitungen noch sehr gewöhnungsbedürftig ist dabei das Faktum, dass das Internet keine Grenzen kennt, auch keine Pfarr- oder Diözesangrenzen, und dass auch die Nutzer sich für solche Zuständigkeiten überhaupt nicht interessieren. Allein die Qualität der pastoralen Kommunikation zählt.



Weiterdenken – weitermachen: Das neue Projekt www.glaubenhochvier.de

Das vom Papst ausgerufenen „Jahr des Glaubens“ war Anstoß, genau diese Spur weiter zu verfolgen. Wenn es darum geht, Rechenschaft von der eigenen Hoffnung zu geben (vgl. 1 Petr 3,1), lohnt allemal der Blick in die Urkunde des Glaubens. Dort nimmt der Glaube im Hören des Wortes seinen Anfang und wird über die glaubwürdigen Zeugen weitergegeben und lebendig gehalten.

Deswegen geht es im Nachfolgeprojekt zu ZEHN nicht um Wörter, sondern um Worte; deshalb fragt www.glaubenhochvier.de: „Welche vier Verse oder Abschnitte aus den Evangelien waren/sind für Ihren Glauben besonders hilfreich oder wichtig? Wir freuen uns besonders über eine kurze Erläuterung oder Begründung und haben für jede Ihrer Bibelstellen ein Textfeld in der Größe einer SMS (160 Zeichen) vorgesehen.“¹³

Man darf gespannt sein, wie viele Neu- und Wiederentdeckungen in den Schrifttexten sich ergeben, wenn die Mitmachenden die Bibel zur Hand nehmen oder die Online-Stichwortsuche benutzen, um die Quellenangabe für ihre Lieblingsverse zu suchen. Ganz leicht ist dies mit dem programmatischen Vers für dieses Projekt: Joh 1.1.

haben, zu allen möglichen Gelegenheiten verschickt und verteilt: als Gruß zum Schulende an Schüler und Abiturienten, als Handzettel für die Predigt, als Grundlage oder Impuls für Glaubensgespräche, als gewöhnliche Postkarte für einen persönlichen Gruß, als Anstoß zum Vergleich mit einer zu erstellenden eigenen Zehnerliste, als kleine Erinnerung auf dem Schreibtisch oder an der Pinnwand. Der Phantasie sind da keine Grenzen gesetzt. Das ist ganz so wie beim christlichen Glauben.

Anmerkungen:

- ¹ Dort finden sich inzwischen die Ergebnisse, u.a. eine Liste aller Wörter, die mehr als ZEHN mal genannt wurden, die Postkarte zum Herunterladen und Weiterverbreiten. Wenn Sie - kostenlos - Postkarten mit den ZEHN Wörtern haben möchten, mailen Sie an: dialog@erzbistum-koeln.de. Das Plakat ist leider vergriffen.
- ² www.facebook.com/ZEHN.10
- ³ theo, katholisches magazin, Heft 4/2011, S. 61. theo stellt regelmäßig in einer Rubrik „NET.TIGKELTEN“ in Zusammenarbeit mit www.frischfischen.de (Gott und die Welt im Web 2.0) „die besten katholischen Webideen“ vor. Schon bald darauf kam das Angebot, auf <http://frischfischen.de/zehn-worter.html> selber etwas über das Projekt zu schreiben.
- ⁴ http://de.wikipedia.org/wiki/Virales_Marketing „Das virale Marketing bedient sich dabei verschiedener Methoden, um die Nachricht zu publizieren, z. B. Postkarten, Filmclips oder einfacher Beiträge in Internetforen und Blogs ...“
- ⁵ Ein Blog (kurz für „web log“) ist eine Art öffentliches Tagebuch, oft zu aktuellen Ereignissen oder eigenen steilen Thesen und meist mit der Möglichkeit für Leser, Kommentare zu hinterlassen. Die katholischen Blogger schreiben in durchaus gläubiger Mission, vernetzen sich untereinander - und verstehen sich zusammen als „Blogözese“, also als ein realer Teil der Kirche im world wide web.
- ⁶ <http://jobo72.wordpress.com/2011/10/17/zehn-worter/>
- ⁷ Mehr Stimmen zum Projekt unter: <http://tinyurl.com/bweacz8>.
- ⁸ Die gelben Postkarten mit den ZEHN Begriffen haben sich rasch verbreitet und werden längst von vielen Leuten, die selber gar nicht mitgemacht

- ⁹ So wird bezeichnet, wer sich erst als Erwachsener mit dem Internet anfreunden konnte. Bei den Silbersurfern wird auf die Haarfarbe angespielt.
- ¹⁰ So nennt man nach 1981 Geborene, die bereits mit dem Internet aufgewachsen sind.
- ¹¹ Ein Student fand das Projekt für sich selber attraktiv, aber die Gestaltung der Seite so altbacken, dass es sie unter keinen Umständen an seine Freunde empfehlen wollte. Eine jüngere Kollegin empfahl dringend, Preise auszusetzen und eine Verlosung durchzuführen, um die Attraktion zu erhöhen, gerade auch unter Jüngeren.
- ¹² Die Liste der Top-108-Begriffe (mehr als zehnmal genannt) gibt es als pdf: <http://tinyurl.com/bsha3co>
- ¹³ Das Projekt startet offiziell zum 1. Advent 2012 und läuft voraussichtlich bis Ostern 2012. Alle Leser sind herzlich zum Mitmachen eingeladen, aber auch zur virtuell-viralen Verbreitung der Seite: www.glaubenhochvier.de.

Kirche ohne Fachkräfte

Weltkirchliche Perspektiven für ein Zukunftsszenario

Ein Blick auf Deutschland

Als ich Ende der siebziger als Pastoralreferent mein Arbeitsleben als „kirchliche Fachkraft“ begann, habe ich oft gedacht und gesagt: „Eigentlich müsste ich so arbeiten, dass ich als Hauptamtlicher überflüssig werde, dass die Leute, die Getauften selbst Verantwortung, Leitung übernehmen können, denn sie sind ja die Kirche, sagt das Konzil.“

Eigentlich müsste ich... Getan habe ich es dann doch nicht, denn überflüssig sein gefährdet den Arbeitsplatz. Von irgendwas muss ich ja leben als Theologe und Familienvater... Und ich wusste auch gar nicht so recht, wie das denn gehen sollte, denn schließlich hatte ich ja studiert, war eben theologische und pastorale Fachkraft. Woher sollten die Leute denn auch diese Kompetenz haben. So gut wie wir, so gut wie ich können die „Laien“, die „Ehrenamtlichen“ das ja doch nicht ...

Die Kirche in Deutschland hat in den letzten 30-40 Jahren enorm aufgerüstet was hauptamtliches pastorales Personal angeht. Professionalisierung der Pastoral. Das Geld war da, der Betrieb sollte laufen – auch bei abnehmender Priesterzahl. Und wir alle haben uns daran gewöhnt, dass es so ist.

Natürlich. Ehrenamtliche haben wir auch. Gott sei Dank! Wir haben sie gewonnen und gefördert, haben Katecheten und Wortgottesdienstleiter ausgebildet und Messdiener, Kommunionausteiler und Lektoren trainiert, Besuchsdienste, Pfarrgemeinderäte, Jugend-

gruppenleiter, Caritas-Helfer, Vorstandsvorstände geschult und suchen eigentlich noch mehr. Aber sind das Fachkräfte?

Die Ehrenamtlichen können viel und sind aktiv. Aber ist es nicht so, dass sie fachliche Anleitung und Begleitung benötigen, dass sie diese Anleitung auch haben wollen? Und ist es nicht auch so, dass wir Hauptamtlichen letztlich doch die Kontrolle, die Macht behalten wollen. Schließlich wissen wir alle, welche Fehler sich einschleichen können, wenn z.B. Katecheten eine Messe vorbereiten, ohne dass eine Fachfrau, ein Fachmann dabei ist. Oder wenn Menschen, die kein theologisches Fachwissen haben, sich mit der Bibel ...

Unsere Hauptamtlichen-Ängste sitzen tief. Und eigentlich lief doch auch alles so gut: Die hauptamtlichen Fachkräfte hatten Zeit. Sie konnten sich kümmern, den Betrieb am Laufen halten, das Kirchenjahr abarbeiten, weil sie dafür bezahlt wurden, während für immer mehr Gemeindeglieder – gerade auch für Frauen – der gesellschaftliche Druck, die eigenen Wünsche, die hohen Lebenshaltungskosten und die Notwendigkeiten des heutigen Berufslebens zu mehr beruflicher Arbeitszeit und damit zu weniger Zeit für ehrenamtliche Mitarbeit in der Kirche – ebenso wie in Vereinen, Verbänden, Parteien – führen. Das ist das Dilemma: Ehrenamtliche sind immer schwerer zu finden und ohne die Hauptamtlichen, wie sie heute arbeiten, würde viel zusammenbrechen.

Aber jetzt, 2012, sehen wir genau das auf uns zukommen, dass (wenn auch nicht alles so doch) ziemlich viel zusammenbricht. Wir sehen, dass das alles nicht mehr lange so weiter geht: Kein Nachwuchs bei Priestern und pastoralen Laienmitarbeiter(inne)n, gleichzeitig größere, ja riesige Pfarreien, mehr Aufgaben, mehr Arbeit

Eigentlich geht es schon jetzt nicht mehr, aber viele der pastoralen Fachkräfte (Priester wie Laien) „funktionieren“ einfach noch gut, drehen sich immer schneller, lassen manches

weg (die Leute werden ja auch weniger) und sind doch dem Burnout immer näher.

Und manch einer denkt: Gut, dass ich bald in Rente gehe.

Szenenwechsel

Ich bin im Februar dieses Jahres mit einer Gruppe von Mitarbeiter(innen) verschiedener Seelsorgeämter und pastoralen Planern auf die Philippinen gereist, um dort den pastoralen Ansatz zu studieren, der in Deutschland unter den Chiffren „Kleine Christliche Gemeinschaften“, „Kirchliche Basisgemeinden“ oder (auf Deutschland hin) „Lokale Kirchenentwicklung“ behandelt wird. Wir besuchen die Diözese Calapan auf der Insel Mindoro. Alle Pfarreien haben dort mindestens 30.000 Katholiken und in der Regel einen oder zwei Priester. Hauptamtliche Laien gibt es nur einige wenige auf Diözesanebene – oft Ordensfrauen.

Unsere Frage an den Bischof: Haben Sie Priestermangel? Die Antwort: Nein. Wir haben die Priester, die wir brauchen. Alles was über den priesterlichen Dienst hinaus getan werden muss, wird von den Getauften getan, die in Verbindung stehen mit dem Priester der Pfarrei.

Am Sonntag erlebt unsere Gruppe, aufgeteilt auf mehrere der 34 Kapellengemeinden, in einer dieser großen Pfarreien sonntägliche Wortgottesdienste: geleitet von einem (männlichen oder weiblichen) Gemeindeglied, das mit großer Ruhe und Souveränität seinen Dienst tut, unterstützt von einer Reihe anderer Dienste (Messdiener, Kantor, Lektoren, Schola, Kollektanten, Kommunionausteiler). Er oder Sie hält eine lebendige, lebensnahe Predigt zum Evangelium und fragt am Schluss, ob noch jemand etwas zum Evangelium sagen möchte. In meiner Kapelle stehen 5 Leute auf, kommen nacheinander nach vorn und sagen ihre Gedanken – und die gut gefüllte Kirche hört mit großer Aufmerksamkeit und mit Respekt zu. Wir erleben lebendige Ge-

meinden mit offensichtlich gut ausgebildeten und gut begleiteten Diensten, die von den Gläubigen nicht nur akzeptiert, sondern unterstützt und mitgetragen werden. Und am Schluss bedankt sich bei uns das rein „ehrenamtliche“ Gemeindeleitungsteam, das uns schon begrüßt hatte, für unseren Besuch, wir werden bewirtet, können Fragen stellen, spüren die Lebendigkeit der Gemeinde.

Wir sind beeindruckt. Wir fragen uns: Wie geht das?

Die Antworten, die uns gegeben werden:

- Partizipation (nicht Delegation)
- eine gemeinsam entwickelte und geteilte Vision von Kirche
- ein Bewusstsein aller Getauften, die mitmachen, Teil von Kirche zu sein, mitverantwortlich für das was geschieht oder nicht geschieht
- ein Bewusstsein, berufen und begabt zu sein, etwas beizutragen zur Gemeinde und zur Kirche
- die Verbindung von Leben und Glauben durch die Zugehörigkeit zu einer Basisgemeinschaft im sozialen Nahraum, in der regelmäßig die Bibel geteilt und nach der eigenen Sendung gefragt wird
- eine lebendige Christus-Beziehung der Einzelnen und der Gruppen
- die Entdeckung der je eigenen Charismen und Begrenztheiten
- eine lebendige Verbindung der Gläubigen zu Christus durch das Mitmachen in nachbarschaftlich organisierten Gruppen, die miteinander das Bibel-Teilen feiern und im Wort der Schrift und im Gebet ihre Sendung für ihr soziales Umfeld und ihre Gemeinde und Pfarrei entdecken
- gute Ausbildungskurse, bei denen auch erfahrene, gut geschulte „Laien“ als Teamer mitarbeiten
- Vernetzung der Dienste
- Vertrauen der Priester und des Bischofs zu den Getauften
- eine Struktur der zeitlich begrenzten Beauftragung

- Vertrauen der Getauften zu den Priestern und zum Bischof.

Klingt ganz einfach, ist es aber nicht. Besonders nicht in Deutschland.

Und auch auf den Philippinen ist das nicht so einfach, sondern ist das Ergebnis einer langen Entwicklung, in der es Rückschläge und Frustrationen gab und gibt. Auch auf Mindoro machen nicht alle mit, auch hier wird nur mit Wasser gekocht. Aber: Es wird gekocht, es wird etwas versucht.

„Getaufte“ statt „Ehrenamtliche“

Sie haben vielleicht bemerkt, dass ich nach der etwas ironisch formulierten Einleitung dieses Artikels den Begriff „Ehrenamtliche(r)“ vermeide. Ohne hier jetzt tiefer in die Debatte einsteigen zu wollen, die über Teilhabe am Amt usw. geführt werden kann, scheint mir der Begriff abzulenken von der Tatsache, dass jeder Getaufte nach den Aussagen des II. Vatikanischen Konzils teilhat am allgemeinen Priestertum Christi (LG 10), also mitverantwortlicher Teil von Kirche als Volk Gottes ist (LG 10-17). Wer das für sich verstanden hat, wird sich herausgefordert fühlen, sein Leben in den Dienst am Reich Gottes zu stellen. Eine Kirche, in der sich Menschen engagieren und Dienste übernehmen wollen, muss sich daher erkennbar in den Dienst an den Menschen und am Aufbau des Reiches Gottes stellen. Sonst wirkt sie demotivierend.

Ich spreche also lieber von „Getauften“ und von „Diensten“, wenn diese Getauften in der Gemeinde, Pfarrei oder Diözese einen bestimmten Dienst übernehmen bzw. dazu beauftragt sind.

Die Laien, das allgemeine Priestertum, sind dem besonderen Priestertum der Weihe geschwisterlich zugeordnet (LG32) und gemeinsam sind sie das Volk Gottes, weil alle Getaufte und Gefirmte sind. Das Konzil hat hier theologisch den Grund für gegenseitigen Respekt und Partizipation ausgedrückt.

Es ist ein grundlegender Unterschied, ob jemand eine Aufgabe (die eigentlich jeman-

dem anderen zukommt) delegiert bekommt, oder ob er Teil hat an der Gesamtverantwortung und so gleichberechtigt partizipiert an der Übernahme der Dienste – je nach seinen Gaben und Fähigkeiten.

Der in Asien seit 1990 von den asiatischen Bischöfen beschlossene Grundansatz der Pastoral¹, der auch Grundlage der Pastoral in der Diözese Calapan ist, basiert auf den Überzeugungen,

- „dass das Wesen der Kirche im Geheimnis Gottes in Gemeinschaft liegt und dass die „Koinonia“-Erfahrung ein fundamentaler Bestandteil des kirchlichen Lebens und Handelns ist;
- dass wir Christus in seinem Wort und in der Gemeinschaft in lebendiger und lebensspendender Weise begegnen können und ihm tatsächlich begegnen – dabei spielt es keine Rolle, welchen Bildungsstand die versammelten Mitglieder haben und ob ein Geistlicher anwesend ist;
- dass alle Gläubigen vom Heiligen Geist beschenkt und als Glaubensgemeinschaften sowie als einzelne zu einer gemeinsamen Sendung berufen sind;
- dass die Laien mitverantwortliche Partner und nicht nur Gehilfen von Priestern und Ordensleuten sind;
- dass die Glaubensgemeinschaft als eine Gemeinschaft von Erwachsenen über einen großen Schatz an Glaubenserfahrungen und -weisheiten verfügt, der gehört und gefördert werden sollte;
- dass ein fördernder, nicht dominanter Führungsstil der Schlüssel zur Erhaltung einer Gemeinschaft ist und ihr Selbstvertrauen gibt.“²

Die Aufgabe der Hauptamtlichen

Sie spüren: Es geht um die Frage, wie sich die Getauften selbst sehen, welches Bewusstsein sie als Christen haben. Und es geht um die Frage, wie die Priester und Hauptamtlichen die Getauften sehen und behandeln.

Es ist klar, dass angesichts der zunächst noch voranschreitenden Säkularisationsprozesse in unserer Gesellschaft (und übrigens auch in Afrika, Asien und Lateinamerika) die absoluten Zahlen der kirchlich Engagierten zurückgehen werden (bevor dann das spirituell basierte und sozial engagierte glaubhafte Zeugnis der Christen in Gemeinden, die Gemeinschaften sind, missionarisch so wirkt, dass die Zahl wieder wächst). Aber die Zahl der Priester und Hauptamtlichen in Deutschland wird verhältnismäßig viel schneller sinken. Daher kann die Kirche nur weiter leben – als „Gemeinschaft der Heiligen“ wie als Institution – wenn die Getauften Dienste übernehmen, zu denen sie zwar individuelle Begabungen, geistgegebene Charismen haben sollten, zu denen aber dennoch in den meisten Fällen eine Ausbildung, eine fachliche Befähigung nötig ist. Diese fachliche Befähigung, diese Bildung muss von kirchlichen Fachkräften kommen, aber diese werden in Zukunft nicht alle Theologie studiert haben oder hauptamtlich angestellt sein.

Jetzt in 2012 haben wir diese hauptamtlichen Fachkräfte noch und es wird Zeit, dass sie sich nicht mehr damit aufhalten, selbst die Messdienerstunde oder den Erstkommunionunterricht zu geben, weil man es gerne tut und sich damit auf vertrautem Gelände bewegt. In Pfarrverbänden mit 6, 8, 10 oder mehr Gemeinden, bzw. mit 20-30.000 Katholiken, wie es bald die Regel sein wird, bräuchte man dann gar nichts anderes mehr zu machen, um seine Arbeitszeit zu füllen. Aber das können wir uns nicht mehr leisten. Die Arbeit von hauptamtlichen kirchlichen Fachkräften wird sich radikal gegenüber vor 20-30 Jahren ändern und hat sich vielerorts schon verändert. Heute müs-

sen wir Lehrer, Multiplikatoren, Ausbilder, Anreger, Motivatoren, Begleiter, Berater, Charismenentdecker sein, Vernetzer, Beziehungsarbeiter, Dienst an den Diensten, Spirituale der Engagierten, Mystiker, Beter.

Wir müssen dafür sorgen, dass die Getauften, die mit unserer Hilfe ihre Taufwürde neu entdeckt haben, die durch von uns angeregte Bewusstseinsprogramme gespürt haben, dass sie Kirche sind, dass diese Getauften ihre Dienste, zu denen sie sich dann berufen fühlen und kirchlich beauftragt werden, gut ausfüllen können. Und manche werden dann auch selbst zu Multiplikatoren, Ausbildern, Motivatoren werden und unsere Stelle einnehmen. Wie dies längst üblich ist in Teams, die z. B. Jugendgruppenleiter ausbilden, die Ehevorbereitung machen, in der Verbandsarbeit stehen.

Wir haben es in unseren Gemeinden nicht mehr mit den ungebildeten Bauern und Handwerkern des Mittelalters zu tun, sondern mit oft hochqualifizierten Menschen, die in ihrer Berufswelt ihre Frau und ihren Mann stehen, die etwas können, die sich Wissen und Fähigkeiten aneignen können, die Verantwortung zu tragen gewöhnt und auch bereit sind, sie zu übernehmen, wenn wir sie nur lassen – und wenn wir sie nicht längst verscheucht haben.

Vertrauen ist die Währung, für die es solche Menschen gibt.

Und das ist auch eine spirituelle Frage. Bosco Penha, Weihbischof von Mumbai, Indien, der in seiner Erzdiözese das pastorale Programm der Kleinen Christlichen Gemeinschaften/AsIPA entwickelt hat, sagte mir einmal: „Wir Priester (und Hauptamtlichen) müssen uns bekehren, wenn es die Kirche der Zukunft geben soll. Wir müssen uns bekehren zu dem Glauben, dass der Heilige Geist auch dort wirkt, wo wir nicht selbst dabei sind.“

Die Veränderung der Einstellung von uns Hauptamtlichen zu den nicht-hauptamtlichen Getauften ist also ein wesentlicher Aspekt für eine zukunftsfähige Kirche in

Deutschland. Nur wenn sie sich wirklich ernst genommen fühlen, werden sie bereit sein, Dienste zu übernehmen und sich dafür schulen zu lassen. Nur wenn wir verinnerlichen, dass Partizipation wirklich Teilhabe heißt, Mitverantwortung und Mitentscheidung (und das auch so praktizieren), wenn wir sie als Getaufte in ihrer Taufwürde ernst nehmen und als geisterfüllte Partner sehen (und nicht als Helfer), kommt die Kirche voran.

Ein anderer Leitungsstil

Oben in dem Zitat von Wendy Louis, der aus Singapur stammenden Leiterin des Laien-Büros der Föderation der Asiatischen Bischofskonferenzen, wurde schon erwähnt, dass es in einer anderen Weise Kirche zu sein, auch eine andere Weise der Leitung geben muss. Um auch dies klar zu sagen: Leitung muss es geben. Leitung ist ein Dienst, der für die Gemeinschaft wahrgenommen werden muss. Aber leiten heißt nicht anordnen oder allein entscheiden. Leitung in einer spirituellen und partizipativen Kirche wird eine Weise der Leitung sein, die sich am Leitungsstil Jesu orientiert. Wenn man analysiert, wie Jesus Leitung wahrnimmt (etwa in der Perikope vom Rangstreit der Jünger wie ihn Markus berichtet in 9, 33-37), dann sieht man, dass er ganz klar Leitung wahrnimmt. Aber er tut dies nicht dominierend, sondern ermöglichend, inspirierend, animierend, in die eigene Verantwortung führend, ermächtigend.

So muss Leitung in Kirche sein und auf allen Ebenen (auch in den Gruppen und Gremien) eingeübt und praktiziert werden. Dies ist auch eine wichtige Aufgabe der Aus- und Fortbildung für die Hauptamtlichen und Priester.

Und dann muss unsere Arbeit des Schulens und Vernetzens, der spirituellen Bildung und Begleitung, der Beziehungsentwicklung und des Leitens natürlich fachlich und handwerklich gut gemacht sein. Wir müssen uns selbst fortbilden, müssen geistlich an uns

arbeiten, um wirklich Geistliche, spirituelle Menschen zu werden und zu sein, die aus einer eigenen Christusbeziehung heraus leben. Wir müssen an unseren Beziehungen und unserer Beziehungsfähigkeit arbeiten. Das kostet Mühe. Das gibt es nicht umsonst. Das ist einem nicht einfach mit Weihe oder Diplom gegeben. Da muss man dran bleiben.

Der zweite wesentliche Aspekt für eine zukunftsfähige Kirche, in der die Getauften vielfältige Dienste übernehmen und selbst zu Fachkräften werden sollen, ist die Frage, woher diese Getauften denn kommen sollen, die all das tun werden. Wie sollen wir sie finden, sie für die Dienste gewinnen, die bisher oft noch von uns Hauptamtlichen selbst getan wurden?

Werden sie sich melden? Das klappt doch jetzt schon nicht! Und etwas zu tun, was man bisher als Laie nicht durfte, nur weil kein Hauptamtlicher mehr da ist, der es tut, ist keine gute Motivation. Wer will schon gern Notnagel sein? Und Vereins-Meyer, die gerne wichtig sind und die Pfarrei als Bühne für sich benutzen, wobei dies ebenso ein Sport- oder Gesangsverein sein könnten, können wir auch nicht gebrauchen. Nein wir brauchen echte Christen, Überzeugungstäter, Begeisterte, Jesus-Nachfolger.

Noch einmal: Beispiel Calapan

Kommen wir noch einmal zurück auf das obige Beispiel der Diözese Calapan auf den Philippinen.

Das, was unsere Gruppe dort erlebt und an Beteiligung vorgefunden hat, ist nicht vom Himmel gefallen, sondern ist Ergebnis eines langjährigen Prozesses der Kirchenentwicklung.

Bischof, Priester und Hauptamtliche wollten eine Verlebendigung von Kirche und erkannten, dass dies nur durch wirkliche Partizipation der Getauften und durch einen geistlichen Weg mit ihnen gelingen kann.

Mit Hilfe des Pastoralinstituts Buka Ing Tipan (Quelle des Lebens) bei Manila, das speziell mit Diözesen arbeitet, die den

AsIPA-Ansatz einer partizipativen Kirche nach der Vision des Vaticanum II bei sich umsetzen wollen, haben sie einen Prozess der gemeinsamen Visionsentwicklung in der Diözese in Gang gesetzt: Wie wollen wir in Ost-Mindoro zukünftig Kirche sein? Wie will Gott, dass wir hier Kirche sind?

Diese Fragen sollten möglichst viele Getaufte mitbeantworten, sollten in allen kirchlichen Gruppen und Gremien diskutiert werden, denn nur eine geteilte Vision gewinnt lebenswirksame Kraft.

Vor einer solchen Diskussion muss natürlich in Predigten, Seminaren, Ausbildungskursen für Gruppenleiter darüber nachgedacht werden, was die Kirche ist, was ihre Sendung ist, was das Konzil sagt und was Jesus dazu im Evangelium sagt. Die Leute wurden erinnert an ihre Taufe, wurden begeistert dafür, Teil von Kirche zu sein und mitüberlegen zu können, wie Kirche vor Ort denn leben und ihre Sendung umsetzen will. Maximale Partizipation.

Eine Synode war der Start. Dann wurden die Christen eingeladen, sich in ihrem Sozialen Nahbereich, in ihrer Nachbarschaft in Kleinen Christlichen Gemeinschaften zu treffen (für die Anleiter ausgebildet wurden), um dort miteinander im Bibel-Teilen und in der Gemeinschaft auf das Wort Gottes zu hören und darin ihre Sendung für die Gemeinde und ihr soziales Lebensumfeld zu entdecken, um die Gegenwart Christi im Wort und in der Gemeinschaft zu erfahren und sich so konkret in der Kirche zu beheimaten.

Immer wieder wurden wir Besucher auf die Wichtigkeit dieser lebendigen Christuserfahrung hingewiesen, die motiviere und Engagement freisetze. Vielleicht fällt auch Ihnen als Leser hier der vielzitierte Satz von Karl Rahner ein: „Der Christ der Zukunft wird ein Mystiker sein, einer der etwas ‚erfahren‘ hat, oder er wird nicht mehr sein“.³

Auffällig für uns war, dass jedes Treffen von Gremien, Gruppen oder Teams mit der Inthronisation der Bibel und dem Lesen des Tagesevangeliums sowie einem Lied und einem Gebet begann. Kein Treffen von Christen ohne Christus hinzuzuladen.

Dann beginnt der Prozess der Visionsentwicklung: Alle Gruppen analysieren ihren Kontext und überlegen in einem spirituellen Prozess, wie die Kirche auf diese Situation antworten sollte, wie Kirche hier sein und leben müsste. Die Formulierungen der Gruppen werden auf der Pfarrebene zusammengefasst, die Formulierungen der Pfarreien auf Diözesanebene. Diese diözesane Visionsformulierung geht dann wieder bis in alle Gruppen, um zu schauen, ob sie sich mit der eigenen Intention deckt. Erst wenn so ein wirklicher Konsens erreicht ist, wird die Vision feierlich vom Bischof für die Diözese verkündet und in alle Kirchen und Gemeinderäume gehängt. Sie wird vor jeder Veranstaltung und am Schluss jedes Gottesdienstes gemeinsam gesprochen oder gesungen, denn man hatte auch ein Lied davon gemacht. Resultat: Jeder Katholik kennt in Calapan die Bistumsvision, er kann sie singen, und es ist auch seine eigene Kirchengvision.

Die Vision führt zum Handeln. Der Diözesan-Pastoralrat hat daraus einen Pastoralplan erarbeitet, ebenso wie jede Pfarrei, jede Kapellengemeinde. Und es war für die an all dem beteiligten Menschen klar, sich dort zu engagieren, wo man es kann, wo die eigenen Begabungen und Charismen liegen.

Die Priester und Laien-Multiplikatoren, die Leiter, die „Fachkräfte“ sehen ihre Aufgabe ganz wesentlich auch als Charismen-Entdecker. Pastorale Trüffelschweine (Matthias Kaune).

Und in Deutschland?

Ich bin davon überzeugt, dass auch in Deutschland die Bereitschaft, Dienste und Verantwortung in der Kirche zu übernehmen, wächst, wenn die Getauften spüren, dass sie ernst und in Entscheidungsprozesse hineingenommen werden, wenn ihnen eine lebendige Christuserfahrung im Wort der Schrift und in Gemeinschaft ermöglicht wird, wenn sie ihre Taufwürde neu entdek-

ken. Dazu braucht es eine andere Weise des Kircheseins, in der es eine an Jesus orientierte Form der Leitung gibt.

Wie diese andere Weise des Kircheseins aussieht, muss jede Diözese, jeder Pfarrei für sich (in einem Visionsprozess) entwickeln. Wir können nicht Calalpan oder irgendeine andere Diözese kopieren. Aber wir können kopieren, worum es geht, was Essentials sind, und uns damit auf den Weg einer „Lokalen Kirchenentwicklung“⁴ begeben.

Wenn dann wir Hauptamtlichen wirklich nach den Charismen der Menschen fragen und ihnen helfen, diese bei sich zu entdecken⁵ (und ihnen nicht nur „Jobs“ aufdrücken wollen, von denen wir meinen, sie müssten unbedingt gemacht werden und für die wir dringend Leute suchen – z. B. Erstkommunionkatecheten), dann werden diese Menschen sich auch gern engagieren und fortbilden. Und sicher werden viele von ihnen mit wachsender Erfahrung und zunehmendem Wissen selbst zu Fachkräften, die dann mit studierten Theologen und Priestern gleichberechtigt, aber mit verschiedenen Rollen in Teams und Gremien arbeiten.

Da ist keine Konkurrenz, sondern das Feld unserer Sendung: Befähigung zum und gemeinsame Arbeit am Aufbau des Reiches Gottes. Schritte in diese Richtung gibt es schon. Im Bistum Osnabrück wird z.B. in einem Projekt „Ehrenamtliche Bezugspersonen“ versucht, diese Überlegungen gerade auch in Bezug auf Leitung in den Substrukturen großer Pfarreien und Pfarrverbände in Prozesse lokaler Kirchenentwicklung einfließen zu lassen.

Schon Jesus hat uns aufgefordert, darum zu beten, dass Gott Arbeiter in seinen Weinberg sendet. Ich bin sicher, dass Gott auch in Zukunft dieses unser Gebet (das wir aber auch wirklich von Herzen beten müssen) erhört, Getaufte beruft und so der Kirche die Menschen schenkt, die sie braucht.

Anmerkungen:

- ¹ Asiatischer integraler pastoraler Ansatz (AsIPA), auf der Vollversammlung der Föderation der asiatischen Bischofkonferenzen, FABC, 1990 in Bandung, Indonesien beschlossen.
- ² Wendy Louis, AsIPA. Asiatischer Integraler Pastoralansatz – das bedeutet: Christus, Gemeinschaft, Zusammenarbeit, Handeln und Feiern. Zitiert nach www.kcg-net.de
- ³ Vergl. K. Rahner, „Frömmigkeit früher und heute, in: ders., Schriften zur Theologie, VII (Einsiedeln, 1971), 22.23, und ders., zur Theologie und Spiritualität der Pfarreseelsorge, Schriften zur Theologie, XIV (Zürich, 1980), 161
- ⁴ Ein 2009–2010 im Bistum Hildesheim entstandener Begriff für die hier bei uns nötigen Entwicklungsprozesse einer Kirche, die die theologischen und pastoralen Erfahrungen der pastoralen Ansätze mit Kleinen Christlichen Gemeinschaften und Kirchlichen Basisgemeinden in Afrika, Asien und Lateinamerika berücksichtigt und inkulturiert.
- ⁵ In der katholischen Kirche haben wir für dieses Charismen-Entdecken noch nicht wirklich Handwerkszeug entwickelt. Interessant ist hier das Kursmaterial D.I.E.N.S.T. zur Gabenentdeckung der Willow Creek Community Church, Michigan (Originaltitel: Network: Participants Guide). Deutsch: Bill Hybels, Bruce Bugbee, Don Cousins, D.I.E.N.S.T., Entdecke dein Potential, Medienpaket und Teilnehmerbuch, 2011, 8.Aufl. Gerth Medien.

Mythos Geburt

Das Kind, das geboren wurde in Bethlehem, ist längst wieder gestorben. Schon nach knapp dreißig Jahren wurde es hingerichtet, doch darüber denken wir nicht gerne nach. Ein Außenstehender könnte daher das christliche Treiben um die Geburt Jesu als ignorant abtun. Ohnehin neigen wir zu einer seltsamen Fixierung auf Geburtstage, selbst nach dem Ableben des Betroffenen. Müsste Weihnachten da nicht eigentlich längst der Aufklärung des rationalen Menschen zum Opfer fallen? Durchaus, reduzierte man es auf den historischen Gehalt. Wenn da nicht unter der Oberfläche des weihnachtlichen Trubels und der Folklore etwas Anrührendes wäre, ein Gedanke oder eine Empfindung, die unser Herz berührt und Ahnungen auslöst. Es ist der Mythos, das archetypische Geschehen der Geburt.

Unsere Geburt ist ein Ereignis, das ganz sicher in unserem Leben stattfand, aber weder Erinnerungen noch Bilder hinterlassen hat. Ein blutiges und gewaltsames Geschehen, an das wir uns vielleicht gar nicht erinnern möchten. Bestimmt flossen Tränen zu unserer Geburt, sei es wegen des Schmerzes oder wegen der übergroßen Freude. Möglich, dass der Vater dabeistand, aber bestenfalls hilflos angesichts des Erschütternden, das er vielleicht noch nicht kannte. Dabei musste er in den zurückliegenden Monaten in aller Vorfriede doch ständig unter der passiven Rolle des Zuschauers leiden. In der Zeugung hat er sein Erbgut in die Mutter gesenkt, die es mit dem ihren vereinigte und mit ihrem Fleisch und Blut umschloss. Doch dann wurde er zum Außenseiter des inwendigen Geschehens. Wenn nicht die Mutter schon ihrem Kind in der Zeit, da sie es unter ihrem Herzen trug, das innere Bild des Vaters gezeigt hätte, das Kind wäre sein Leben lang allein, vaterlos. So erin-

ert es sich, kaum dass es die Mutter verlassen hat, ganz allmählich an ihn, dessen Erbe und inneres Bild es trägt und den es jetzt langsam mit den eigenen Augen sieht.

Auch die Zeugen der Geburt können sich der Wucht des Geschehens nicht entziehen. In ihrer Sprachlosigkeit finden sie religiöse Worte, sofern sie diese Sprache nicht längst vergessen haben. Sie sagen „guter Hoffnung“ und vielleicht „gesegneten Leibes“, sie sprechen von „Empfängnis“ und „Niederkunft“. Es ist ihnen zumute wie Zeugen eines geheimen Geschehens, das erhaben ist und sie adelt, weil sie dabei waren.

Kaum jemand macht sich klar in diesem Augenblick, dass etwas Bleibendes geschaffen wird. Die Geburt ist vielleicht der einzige völlig unwiderrufliche Akt im Leben des neugeborenen Menschen. Ein Fenster öffnet sich, für ganz kurze Zeit, zu einem verbotenen Land, und hindurch tritt ein Mensch, ein Bote der jenseitigen, geheimnisvollen Welt. Und für einen winzigen Augenblick glauben wir einen Blick zu erhaschen in diese Welt, bevor sich das Fenster wieder schließt und der neue Mensch einer von uns wird. Niemand denkt daran, dass sich dieses Fenster nur noch ein einziges Mal öffnen wird, nämlich am Ende seines Sterbens.

Väter brauchen eine Weile, um zu begreifen, dass dieses Kind ihr eigenes ist. Sie können sich nicht vorstellen, ein Kind in ihrem Inneren zu bilden, wachsen zu lassen und zu gebären. Wenn sie nicht eine solche Angst verspürten vor dem, was da ohne ihr Zutun geschieht, würden sie von tiefem Neid erfüllt. Die Sache der Männer sind die Kopfgeburten. Ihre Zeugung ist der Einfall, ihre Schwangerschaft die Planung und die Geburt das ekstatische Schaffen. Vielleicht ist manch männliche Großtat nur verzweifeltes Nachahmen des ihnen nicht Geschenkten.

Aber auch Frauen gebären mit dem Kopf. Selten, wenn sie leibliche Kinder zur Welt bringen; oft stattdessen. Sei es, dass ihnen die Biologie das Gebären verbietet oder ein eigener Lebensplan. Oder weil ihre leiblichen Kinder groß sind und ihr Körper nun zeigt, dass eine neue Zeit anbricht. Nicht durch

Zufall stehen die erfolgreichen Frauen des öffentlichen Lebens fast alle in dem Lebensalter, in dem sie es aufgegeben haben, dem Leben noch ein biologisches Kind abzutrotzen. Stattdessen beginnen sie, innere Kinder auszutragen. Göttliche Kinder entstehen in ihrem Unbewussten, seelisch-geistige Kinder, die viel Umfassenderes bedeuten, als ein physisches Kind es jemals vermochte. Möglich, dass eine schöpferische Gabe ausgelebt wird und Früchte trägt, etwa eine Lebensaufgabe in der sozialen, politischen oder geistigen Welt. Die Frau erneuert sich dann in dem inneren Kind und lernt, sich selbst wiederzugebären.

Wenn der im Alter gereifte Mensch sich selbst als zeugend und gebärend erfährt, setzt diese Reifung eine neue Liebesfähigkeit frei. Zugleich eine große Liebessehnsucht, die frei jeder Projektion wirklich den anderen meint. Kinder aus Fleisch und Blut können missraten sein, das innere Kind aber ist göttlich.

Weihnachten ist das Fest der Geburt. Wir zelebrieren das geheimnisvolle Geschehen und legen Goldglanz darüber. Das Kind der Weihnachtsgeburt ist aber keines aus Fleisch und Blut. Es weint nicht, muss nicht gestillt werden. Es ist ein göttliches Kind. Eine Kopfgeburt, besser gesagt eine Geburt des Mundes. Denn Gottes Wort ist das Kind. Statt dass wir es trösten und Herzen müssen, macht es uns selber froh. Wir legen unseren Kopf in seinen Schoß und geben uns ihm in unseren Herzen hin. In seiner Geburt werden wir selber wiedergeboren.

Jesu Geburt ist nur der äußere Anlass für das Weihnachtsfest. Der Grund für das weihnachtliche Geschehen ist die Erscheinung Christi in dieser Welt. Der völlig jenseitige Gott, der transzendente Schöpfer des Universums, lässt seine Jenseitigkeit zurück und erscheint als gewöhnlicher Mensch, um sich eine Stimme zu verschaffen. Seine Botschaft ist das eigentliche, wahre Kind, dessen Ankunft in der Welt wir feiern. Die Botschaft unserer königlichen Abkunft, unserer eigentlichen Bedeutung, die Botschaft unseres unsichtbaren, aber alles bestimmenden Wertes.

Im Blick auf das entzückende Neugeborene mit dem erwachsenen Gestus und der überirdischen Gloriole bringen wir selber Kinder zur Welt. Wer die Botschaft weitersagt, wird Mutter. Der Vater steht dabei. Denn er hat das Kind gezeugt, vor Beginn der Zeiten.

Dank und Willkommen

Zwölfmal gab uns **Spiritual Pfr. Georg Lauscher** vom Geist des Konzils durchdrungene, aus gelebter Spiritualität erwachsene und durch vielfältige seelsorgliche Begegnungen mit Menschen gereifte Denkanstöße mit auf den Weg. So bekamen die Monate im Pbl ein prägnantes Vorzeichen. Dafür sage ich ihm als Schriftleiter ebenso wie im Namen aller Leserinnen und Leser von Herzen Dank und wünsche ihm weiterhin Gottes Heiligen Geist für seine Arbeit in der Priester- und Diakonenausbildung sowie in aller seelsorglichen Begleitung.

Durch das neue Jahr wird uns **Prälat Dr. Stefan Dybowski**, der seit 2005 das Seelsorgeamt im Erzbistum Berlin leitet und zum Beirat des Pastoralblatts gehört, mit seinen monatlichen Impulsen geleiten. Er wird der Vorstellung von der „grauen Amtsstube“, die man schnell beim Wort „Amt“ mithört, die Erfahrungen mit den Mitarbeiter(inne)n entgegenstellen, die „*dem Amt eine Seele geben*“. Diese Seele der einzelnen Arbeitsbereiche seines Seelsorgeamtes wird er in seinen Meditationen vorstellen. Dafür sei ihm jetzt schon aufrichtig gedankt. Herzlich willkommen als Autor für das Jahr 2013.

*Dr. Gunther Fleischer
Schriftleiter*

Erwerbsarbeit im Wandel

Kirche und Arbeitswelt

Das Bistum Aachen steht in besonderer Weise in der Tradition des Sozialkatholizismus in Deutschland. Historisch ist der soziale Katholizismus bzw. die christliche Arbeiterbewegung vor allem in den industriellen Zentren, die zugleich auch die Zentren des rheinischen Katholizismus im 19. Jahrhundert waren, u. a. in Aachen, Mönchengladbach und Krefeld, entstanden.

Mit einem eigenen pastoralen Schwerpunkt hat das Bistum Aachen (1980) den Synodenbeschluss „Kirche und Arbeiterschaft“ der Würzburger Synode (1971-1975) offensiv und konstruktiv aufgenommen. Der diözesane Schwerpunkt steht in der Tradition des Zweiten Vatikanums und der Synode. Er ist Ausdruck einer Kirche, die sich der Welt und somit auch der Welt der Arbeit öffnet und darin eine Realisierung ihres Auftrags sieht.

Nach der Bistumskrise und den damit verbundenen personellen und materiellen Einschnitten veränderte sich auch der pastorale Schwerpunkt. Trotz der Veränderungen im Bistum und des teilweisen Bedeutungsverlustes des Schwerpunktes gilt es weiterhin für das Bistum Aachen, in der Arbeitswelt präsent zu sein und die Arbeitslosenarbeit zu fördern. Mit den Stellen „Pastoral in der Arbeitswelt“ will das Bistum exemplarisch die Wichtigkeit einer Präsenz in der Arbeitswelt deutlich machen. Im Mittelpunkt einer „Pastoral in der Arbeitswelt“ im Bistum stehen Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer mit ihren Erfahrungen, Fragen

und Unsicherheiten. Die „Pastoral in der Arbeitswelt“ kann nicht aus einer neutralen Sicht die Realitäten in der Arbeitswelt betrachten. Sie stellt sich parteiisch an die Seite der Verlierer und Verliererinnen der rasanten Veränderungen in der Arbeitswelt, so wie es die Leitlinien für katholische Betriebs- und Arbeitnehmerseelsorge „Kirche im Betrieb“ beschreiben (www.betriebsseelsorge.de). Die Präsenz der Kirche in der Gesellschaft - vor allem in der Arbeitswelt als zentrale Instanz gesellschaftlicher Beteiligung - gehört unabdingbar zum „Kerngeschäft“ der Kirche.

Erste Wahrnehmungen

Was verbindet den Hafenarbeiter in Bremen mit der selbstständigen Hebamme auf einer ostfriesischen Insel, dem Schauspieler in Schwerin, der Verkäuferin in Düsseldorf, der Friseurin in Dresden, dem Ingenieur in München und dem selbstständigen LKW-Fahrer in Frankfurt? Das Leben im Überfluss im Freizeitpark Deutschland, gute und tariflich bezahlte Erwerbsarbeit oder schlichtweg gar nichts? Wer einen Blick in ihre Erwerbsbiographien wirft, der wird feststellen, dass sie alle zwischen 30 und 50 Jahre alt sind, eine Ausbildung oder ein Studium erfolgreich abgeschlossen haben und prekär beschäftigt sind. Befristete Arbeitsverträge, Bezahlung unter 8,00 Euro brutto pro Stunde, eine Anstellung als Leiharbeiter oder eine Selbstständigkeit ohne ein ausreichendes Einkommen. Sie wollen nicht aufstocken, wie es das Sozialgesetz (SGB II) ermöglicht. Dann lieber einen zweiten Job als geringfügig Beschäftigte oder Beschäftigter oder als Selbstständige noch weitere fremde Tätigkeiten, um sich über Wasser zu halten. Und sie haben Angst arbeitslos zu werden, ganz schnell in der Grundsicherung (Hartz IV) zu landen. Da möchte man nicht hin. Und sie haben Angst vor dem, was sie im Alter erwartet. Ihre Rente wird nicht ausreichen. Spätestens im Rentenalter droht die Armut. Alle sieben Personen spüren ganz

persönlich den massiven Wandel in der Arbeitswelt.

Trotz enormer Veränderungen in den vergangenen zwanzig Jahren ist der Arbeitsmarkt in Deutschland weiterhin geprägt vom Normalarbeitsverhältnis. Unter einem Normalarbeitsverhältnis versteht man ein abhängiges, sozialversicherungspflichtiges Arbeitsverhältnis mit einer unbefristeten, kontinuierlichen und qualifizierten Vollzeitbeschäftigung. Neben diesem Normalarbeitsverhältnis haben sich Erwerbsformen verbreitet, die man in Abgrenzung zum Normalarbeitsverhältnis als atypische oder auch prekäre Beschäftigung bezeichnet. Hierzu gehören die Teilzeitbeschäftigung mit weniger als 21 Wochenarbeitsstunden, befristete Beschäftigung, geringfügige Beschäftigung, die Zeit- oder Leiharbeit, der Niedriglohnsektor und die Scheinselbstständigkeit. Seit dem Ende der Vollbeschäftigung in den 80er Jahren wird der Wandel der Erwerbstätigkeit immer stärker sichtbar. Unbefristete Vollzeitbeschäftigung verschwinden zunehmend zugunsten atypischer und prekärer Arbeitsverhältnisse.

So viele Erwerbstätige wie nie zuvor

In Deutschland gab es im April 2012 rund 41,5 Millionen Erwerbstätige. „So viele Menschen in Arbeit wie nie zuvor. Danke, Deutschland.“ lautet die Anzeigenkampagne des Bundesministeriums für Wirtschaft und Technologie, Ende 2011. Die Anzeige sagt uns, dass auf dem Arbeitsmarkt alles im Lot ist und wer heute noch etwas anders behauptet, zu den Miesepetern in unserer Gesellschaft gehört, die am Erfolgsmodell Deutschland immer etwas herummeckern müssen. Ein Blick auf die Studie des IAB (Kurzbericht des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, 9/2011) zum Arbeitsvolumen zeigt, dass dieses zwischen 1990 mit 51.907 Millionen Stunden (100 %) bis 2010 bei 48.326 Millionen Stunden (93,1 %) schwankt und eine eher abnehmende Tendenz hat. Ein leichter Anstieg ist in 2011 und in den ersten Monaten des Jahres 2012 zu verzeichnen.

Was versteckt sich hinter dem Begriff Erwerbstätige? Ein Blick auf die Internetseite des Statistischen Bundesamtes hilft weiter: „Zu den Erwerbstätigen in den volkswirtschaftlichen Gesamtrechnungen zählen alle Personen, die als Arbeitnehmer (Arbeiter, Angestellte, Beamte, geringfügig Beschäftigte, Soldaten) oder als Selbstständige beziehungsweise als mithelfende Familienangehörige eine auf wirtschaftlichen Erwerb gerichtete Tätigkeit ausüben, unabhängig vom Umfang dieser Tätigkeit. Personen mit mehreren gleichzeitigen Beschäftigungsverhältnissen werden nur einmal mit ihrer Haupterwerbstätigkeit erfasst.“ Konkret bedeutet dies, dass alle Personen, die mindestens 15 Jahre und älter sind und mindestens eine Stunde pro Woche gegen Bezahlung arbeiten, unter dem Begriff Erwerbstätige fallen. Der Schüler, der eine Stunde in der Woche Prospekte verteilt, um sein Taschengeld aufzubessern, zählt genauso dazu wie die Rentnerin die frühmorgens die Zeitungen verteilt, weil die Rente nicht ausreicht.

Von den derzeit ca. 41,5 Millionen Erwerbstätigen sind rund 28,7 Millionen Personen in einem sozialversicherungspflichtigen Arbeitsverhältnis. Die Zahl der geringfügig Beschäftigten hat in den vergangenen Jahren ständig zugenommen. Derzeit gibt es in Deutschland 7,3 Millionen geringfügig Beschäftigte. Hiervor sind 2,5 Millionen in der Zahl der sozialversicherungspflichtigen Personen enthalten, d. h. rund 9 % der Sozialversicherungspflichtigen haben einen Zweitjob. 1,33 Millionen der Erwerbstätigen erhalten zusätzlich aufstockende Leistungen nach dem SGB II. Zu den Aufstockern gehören geringfügig Beschäftigte genauso wie Selbstständige oder Vollzeitbeschäftigte. (vgl. Monatsbericht Mai der Bundesagentur für Arbeit).

Rasante Veränderungen

Globalisierung, Flexibilisierung, Deregulierung, Niedriglöhne, Unsicherheit, Angst vor dem Verlust des Arbeitsplatzes, Burnout,

Mobbing - diese Begriffe hören Betriebsseelsorgerinnen und Betriebsseelsorger in ihren täglichen Begegnungen mit Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern, Betriebsräten und Gewerkschaften. Die moderne Arbeitswelt stellt die Beschäftigten immer wieder vor neue Herausforderungen. Wer heute noch einen guten und sicher geglaubten Arbeitsplatz hat, wird vielleicht schon morgen oder nächste Woche eines anderen belehrt. Trotz einer derzeit guten Konjunktur verlieren immer wieder Menschen durch Betriebsschließungen und -verlagerungen ihren Arbeitsplatz. Wenn es dann eine neue Stelle gibt, dann ist diese oft bei einer Leiharbeitsfirma, zeitlich befristet und so manches Mal auch miserabel bezahlt.

Die Studie zur Niedriglohnbeschäftigung 2010 des Instituts Arbeit und Qualifikation der Universität Duisburg-Essen geht davon aus, dass rund 8 Millionen Beschäftigte von Niedriglöhnen betroffen sind. Als Niedriglohnschwelle wurde ein bundeseinheitlicher Brutto-Stundenlohn von 9,15 Euro zugrunde gelegt (OECD üblich ist eine Niedriglohnschwelle von zwei Dritteln des mittleren Stundenlohns/Medianlohn). Rund 4 Millionen Beschäftigte verdienen weniger als 7,00 Euro brutto pro Stunde und davon 1,4 Millionen sogar weniger als 5,00 Euro. Beschäftigte in Ostdeutschland, Frauen und Minijobber/-innen sind von diesen Niedriglöhnen überproportional betroffen.

Die als Leiharbeit betitelte Zeitarbeit bzw. Arbeitnehmerüberlassung ist eine wachsende Branche. Das Arbeitnehmerüberlassungsgesetz (AÜG) wurde seit 1972 mehrmals verändert. Die Gewerkschaften gehen davon aus, dass die Zahl der Leiharbeiter zwischenzeitlich bei fast einer Million liegt. Im „Schwarzbuch Leiharbeit“ der Industriegewerkschaft Metall von März 2012 lesen wir: „Derzeit sind mehr Menschen in Deutschland in der Leiharbeit beschäftigt als direkt im Automobilbau, der als Schlüsselindustrie des Landes gilt.“ Es gibt außer den Leiharbeitsunternehmen keine weitere Branche, die innerhalb eines Jahres so viele sozi-

alversicherungspflichtige, meist zeitlich befristete Beschäftigte, eingestellt hat. Einen umfassenden Überblick über die Zeitarbeit gibt die Broschüre der Bundesagentur für Arbeit, „Arbeitsmarktberichterstattung: Der Arbeitsmarkt in Deutschland, Zeitarbeit in Deutschland – Aktuelle Entwicklungen,“ 2012. Die Zahl der Zeitarbeiter ist von 33.000 Beschäftigten 1980, 119.000 im Jahre 1990 auf 338.000 im Jahre 2000 sprunghaft gestiegen. Durch die Hartz IV-Gesetze erhielt diese Form der Beschäftigung eine weitere Expansion. 17.400 Verleihbetriebe hatten im Juni 2011 eine Erlaubnis zur gewerbsmäßigen Arbeitnehmerüberlassung. Die Zahl dieser Unternehmen ist im Zeitraum von Mitte 2007 bis Mitte 2011 um 25 % gewachsen. Von den bei der Bundesagentur für Arbeit im Jahr 2011 im Durchschnitt gemeldeten 466.000 Stellen waren 162.000 aus der Zeitarbeitsbranche, das ist mehr als ein Drittel. Das der klassische Beschäftigte in der Zeitarbeit ungelernt ist und deshalb keine Direktanstellung in Unternehmen erhält, mag in der Vergangenheit gestimmt haben. Heute entfallen 3 % der Stellen auf Personen mit Hochschulabschluss und 49 % auf Personen mit einer abgeschlossenen Berufsausbildung. 29 % sind ohne Berufsausbildung und bei 19 % ist eine Zuordnung nicht möglich.

Zwischenzeitlich arbeiten Zeitarbeitsunternehmen vermehrt mit dem Instrument des Werkvertrages. Damit wird das AÜG unterlaufen. Dieser Graubereich wird von den Gewerkschaften und der Politik noch wenig beachtet. Der Werksvertragsarbeitnehmer hat fast keine Chance auf Übernahme beim Unternehmen, bei dem er eingesetzt ist.

Mit dem Instrument des Werkvertrags haben seit Mai 2011 auch Staatsangehörige der 2004 beigetretenen Staaten der Europäischen Union Zugang zum deutschen Arbeitsmarkt. Neben den regulär beschäftigten Wanderarbeitern und Wanderarbeiterinnen kritisiert die Industriegewerkschaft Bauen, Agrar, Umwelt (IG BAU) die irreguläre Beschäftigung von Personen, denen die gesetzlichen Mindeststandards vorenthalten

werden. Der für Wanderarbeiter 2004 gegründete Europäische Verband der Wanderarbeiter ist nie zur vollen Entfaltung gekommen. Ziel dieses gewerkschaftlichen Verbandes ist der Schutz von Wanderarbeitern vor Ausbeutung.

Im Januar 2001 ist das Teilzeit- und Befristungsgesetz in Kraft getreten. Kernpunkte des Gesetzes sind der gesetzlich verankerte Anspruch auf Teilzeitarbeit und weitere Regelungen zur Förderung der Teilzeitarbeit. Außerdem werden zum ersten Mal befristete Arbeitsverhältnisse zusammenfassend auf eine gesicherte Rechtsgrundlage gestellt (vgl. Bundesministerium für Arbeit und Soziales). Es schafft einerseits Freiheiten für Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer, die ihre Arbeitszeiten anpassen möchten an ihre persönlichen Bedürfnisse. Andererseits erleben wir immer mehr, dass neu zu besetzende Stellen in Unternehmen grundsätzlich mit einer Befristung behaftet sind und für die Beschäftigten eine Zukunftsplanung schwierig bis unmöglich machen. Oder Auszubildende, die nach der Ausbildung nur befristet eingestellt werden. Die Parole „besser befristet beschäftigt als arbeitslos“ wird immer wieder, ohne zu hinterfragen, von Befürwortern in die politische Debatte eingebracht. Ohne Sachgrund kann ein Arbeitsverhältnis im Zeitraum von zwei Jahren bis zu dreimal verlängert werden. Das bedeutet für befristet Beschäftigte letztendlich eine „Probezeit“ von zwei Jahren und die Hoffnung, dass eine unbefristete Übernahme erfolgt. Anders verhält es sich mit der Sachgrundbefristung. Hier ist die Übernahme in ein unbefristetes Arbeitsverhältnis in der Regel nicht gegeben. Gerade für junge Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer bieten befristete Arbeitsverhältnisse kaum eine Planungssicherheit. Eine Befristung ohne Sachgrund ist bis zu fünf Jahren möglich, wenn Arbeitnehmerinnen oder Arbeitnehmer das 52. Lebensjahr vollendet haben und vorher mindestens vier Monate beschäftigungslos waren, Transferkurzarbeitergeld bezogen oder an einer öffentlich geförderten Beschäftigungsmaßnahme teilgenom-

men haben. Bis zu der Gesamtdauer von fünf Jahren ist die mehrfache Verlängerung des Arbeitsvertrages möglich.

Psychische Belastungen am Arbeitsplatz haben im letzten Jahrzehnt stetig zugenommen.

Dies findet seinen Ausdruck darin, dass psychische Erkrankungen als Ursache von Fehltagen immer öfter vorkommen. Darauf weist der Bundesverband der Unfallkassen in der Broschüre „Psychische Belastungen am Arbeits- und Ausbildungsplatz“ (April, 2005) hin. Psychische Ermüdung, Stress, Sucht, Bournout, Mobbing - das sind nur einige Begriffe, die den Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer belasten. In der Presseerklärung (Februar 2012) teilt das Ministerium für Arbeit, Integration und Soziales des Landes NRW mit, dass rund 40.000 Mobbingbetroffene in zehn Jahren bei der MobbingLine NRW beraten wurden. Fachleute gehen von regelmäßig etwa einer Million Mobbingbetroffenen in Deutschland aus.

Der demografische Wandel, das Arbeiten bis 67 oder länger, beherrscht die politische Diskussion. Hatte Norbert Blüm (1982 bis 1998 Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung) den Menschen noch das Versprechen gegeben, dass die Rente sicher sei, so ist diese Sicherheit heute nur noch relativ. Betroffen von der Rente mit 67 sind alle Jahrgänge ab dem Jahr 1947. Zunächst wird das Rentenalter schrittweise jedes Jahr um einen, für alle Jahrgänge ab 1959 um zwei Monate angehoben. Für alle ab 1964 Geborenen gilt dann die Rente mit 67. Eine Ausnahme stellt dar, wer mindestens 45 Jahre in die Rentenkasse eingezahlt hat: Er darf ohne Abschläge mit 65 aufhören. Die Gewerkschaften und Arbeitnehmerverbände kritisieren die Rente mit 67 als Rentenkürzung. Die Politik spricht davon, dass die Menschen immer älter werden, gesund bleiben und länger Rente beziehen und eine längere Lebensarbeitszeit kein Problem sei. Unberücksichtigt bleibt hierbei jedoch, dass viele Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer, die täglich körperlich schwere Arbeit ver-

richten, schon heute vor dem regulären Renteneintrittsalter mit entsprechen Abschlüssen gezwungen sind, die Erwerbsarbeit aufzugeben.

Ein neuer Trend in der Arbeitswelt macht sich breit: Cloud Working. Ein bekannter IT-Konzern arbeitet daran, die Arbeitswelt grundlegend umzukrempeln. Die Arbeit „in der Wolke“ wird als eine große Chance für die Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer verkauft. Via Internet können sich die „Spezialisten“ weltweit um Aufträge bewerben. Allerdings ohne Arbeitsvertrag, als Selbstvermarkter. Wer einen Blick auf die Internetseite von clickworker.com wirft, der erhält einen ersten Eindruck von dieser neuen Arbeitswelt. Unabhängig, zeitlich flexibel, am eigenen Computer und auf Honorarbasis werden weltweit komplexe Lösungen erarbeitet. In der Sendung „Kirche im SWR“ (4. Mai 2012) spricht Betriebsseelsorger Paul Schobel die Risiken an, die diese neue Arbeitswelt mit sich bringt. Scheinselbstständig in der Wolke, ohne Arbeitsvertrag, ohne Sozialversicherung, ohne Mitbestimmung. Die Risiken abgewälzt auf die Scheinselbstständigen und letztendlich auf die Allgemeinheit.

Schlussbetrachtung

„Sozial ist was Arbeit schafft“ – dieser Satz geistert in der politischen Landschaft von CDU, CSU und FDP. Aber auch die Politik der SPD, besonders unter Gerhard Schröder, orientierte sich an diesem Slogan. Der Gesetzgeber hat dazu beigetragen, dass mit neuen oder geänderten Gesetzen atypischen oder prekären Arbeitsverhältnissen Tür und Tor geöffnet wurde. Sozial kann Arbeit nur sein, wenn es sich um gute, faire und gerecht bezahlte Arbeit handelt. Die Forderung nach einem gesetzlichen Mindestlohn ist eine wichtige Forderung nicht nur der DGB-Gewerkschaften, der katholischen Sozialverbände oder der Bischöflichen Kommission Kirche und Arbeiterschaft des Bistums Aachen. Bei der Verleihung der Auszeich-

nung „Aachen Sozial“ an einen Aachener Unternehmer (Aachener Zeitung, 1. Juni 2012) sprach sich dieser eindeutig für einen Mindestlohn aus, der wesentlich höher liegt als der von den Gewerkschaften geforderten 8,50 Euro. Aus seiner Sicht kann es nicht sein, dass Arbeitnehmer mit Hungerlöhnen abgespeist werden und die Behörden dann gezwungen sind, mit Steuergeldern diese Löhne aufzustocken. Der Einsatz von Leiharbeitern darf nicht zur Regel werden. Und ihr Einsatz soll mit dem Tariflohn des jeweiligen Einsatzbetriebes vergütet werden. Klare Worte von einem Unternehmer, der deutlich machte, dass ein gerechter Lohn etwas mit Menschenwürde zu tun hat. Es ist nicht an der Tagesordnung das Unternehmen und ihre Verbände diese Position beziehen. Ob in der Anhörung im Bundestag zur Arbeitnehmerüberlassung oder zum Teilzeit- und Befristungsgesetz: oft prallen Welten aufeinander. Für die einen (Vertreter von Wirtschafts- und Unternehmerverbänden) ist die Deregulierung überhaupt kein Problem. Sie ist eine „Wunderwaffe“ schlechthin, die das deutsche Jobwunder ankurbelt und Arbeitsplätze schafft. Die anderen (Gewerkschaften) kämpfen oft mit dem Rücken zur Wand, um für Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer das Schlimmste abzuwenden.

Das unternehmerische Risiko wird immer mehr auf die Belegschaften und besonders Randbelegschaften abgewälzt. In wirtschaftlich guten Zeiten zu zum Teil schlechten Konditionen eingestellt sind sie die Verlierer, wenn die Konjunktur zurück geht. Es geht längst nicht mehr darum, mit Leiharbeit und befristeten Arbeitsverträgen Spitzen in Unternehmen abzubauen. Es geht um billige Arbeitskräfte, um heuern und feuern, so wie es gerade passt. Und es geht darum die Stammbesellschaften gegen die Randbelegschaften auszuspielen; es geht darum zu zeigen, dass Kapital Vorrang vor Arbeit hat. Und Arbeit nur noch den Wert einer Ware hat. Der in der katholischen Soziallehre geforderte Vorrang der Arbeit vor dem Kapital stößt in einer neokapitalisti-

schen Gesellschaft oftmals nur noch auf taube Ohren.

Bei allen Veränderungen in der Arbeitswelt sind die Forderungen nach (mehr) Mitbestimmung, nach tariflich bezahlter Arbeit, nach fairen, gerechten und gesunden Arbeitsbedingungen für Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer unverzichtbar. Hierfür sind starke Gewerkschaften erforderlich. Die kapitalistisch organisierte Wirtschaft wird nur ein Interesse an einer bestmöglichen und billigsten Verwertung der Arbeitskraft haben. Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer brauchen einen starken Sozialstaat und ein soziales Europa, die Rahmenbedingungen für menschenwürdige Arbeit schaffen.

Alois Schlachter

„Small ist beautiful“ in der XXL-Pfarrei

1. Leopold Kohr ...

Aus Oberndorf bei Salzburg stammt mit „Stille Nacht“ nicht nur unser berühmtestes deutschsprachiges Weihnachtslied, in diesem österreichischen Ort an der Salzach wurde 1909 Leopold Kohr geboren, dort liegt der 1994 gestorbene Weltbürger auch begraben.¹ Obwohl zu meiner Studienzeit in Salzburg die Leopold-Kohr-Akademie noch nicht offiziell errichtet war, habe ich doch einen persönlichen Bezug zu dieser Einrichtung bzw. zu diesem Denker. Denn die Akademie ist heute in unmittelbarer Nähe zur theologischen Fakultät angesiedelt, die ich eben ein paar Jahre lang besuchte. Als ich später drei Jahre lang Pfarrer in Salzburg war, wohnte der „Wieder-Entdecker“ Leopold Kohrs, Professor Alfred Winter, in unmittelbarer Nähe des Pfarrhauses. Und er versorgte mich auch hin und wieder mit Literatur zu bzw. von Leopold Kohr. So weiß ich, dass der Slogan „small is beautiful“ zwar nicht von Kohr selbst stammt, dass aber dieses Motto Kohrs Denken gut wieder gibt. Das ist ähnlich wie das „ora et labora“, das so auch nicht wörtlich bei Benedikt von Nursia zu finden ist, aber sehr gut benediktinisches Mönchtum beschreibt.

Leopold Kohr war Jurist und Nationalökonom – aber wenn ein Theologe Bücher mit Titeln wie „Die Lehre vom rechten Maß“² oder „Das Ende der Großen. Zurück zum menschlichen Maß“³ liest, dann entstehen fast ungewollt Assoziationen zu Vorgängen in der Kirche. Zum ersten der gerade erwähnten Bücher schrieb übrigens Jakob Uexküll das Vorwort – 1983 erhielt Kohr in

Stockholm aus seiner Hand den alternativen Nobelpreis. Mit Kohr zusammen wird einem Großes verdächtig, vor allem, wenn Kleines dafür aufgegeben werden soll.

2. ... und kirchliche Strukturveränderungen

Mit „meinem“ Leopold Kohr im Hinterkopf nehme ich Strukturveränderungen in deutschsprachigen Diözesen wahr und hinterfrage sie auch. Und da beißt und reibt sich manches. Erst jüngst ging es mir wieder so bei der Lektüre des Hirtenwortes von Bischof Wolfgang Ipolt aus Görlitz, verlesen am 8.1.2012 in den Gemeinden eben dieser Stadt im Hinblick auf eine ab September 2012 in Kraft tretende neue Pfarreistruktur.

„Eine größere Pfarrei birgt in sich ein Mehr an Möglichkeiten und setzt neue Kräfte frei. Gruppen werden lebensfähiger und reicher an Begabungen. Manches was in der eigenen Pfarrei zu sterben droht, kann durch einen Zusammenschluss neues Leben empfangen. Man kann es wohl grundsätzlich so sagen: Je größer eine Pfarrei ist, umso vielfältiger und reicher sind die Chancen, dass sie zukunftsfähig und vom Glauben her lebendig bleibt.“⁴

Ich möchte ja gar nicht bestreiten, dass das alles so stimmt, und würde gerne die Hoffnung des Bischofs teilen. Nicht im geringsten geht es mir um Kritik am Görlitzer Bischof, das Zitat scheint mir eher exemplarisch für ein sehr verbreitetes Argumentationsschema bei Menschen, welche in deutschsprachigen Diözesen pastorale Strukturen planen, zukunftsfähig zu machen trachten.

Obwohl die Arbeitshilfe der Deutschen Bischofskonferenz zur „Neuorientierung der Pastoral in den (Erz-)Diözesen“ den Titel „Mehr als Strukturen ...“⁵ trägt, vermag ich nicht nur das „mehr“ nicht immer zu sehen, vielmehr würde ich gerne noch stärker eine andere Dimension ins Spiel bringen.

Was mich z.B. bei Mutter Teresa beeindruckt, das ist ihre Aussage: „Worauf es ankommt, das ist der einzelne“. Und an ihrem Leben scheint mir das ablesbar zu sein: Da tritt weniger die Managerin eines weltweit verbreiteten Ordens mit unzähligen Sozialwerken in Erscheinung, sondern die ihrem jeweiligen Gegenüber, egal ob Sterbender im Armenhaus oder Staatsoberhaupt, ganz zugewandte Frau.

Geht es also bei kirchlichen Strukturveränderungen tatsächlich um den und die einzelnen, um seinen und ihren Glauben und dessen Ermöglichung, oder ist nicht doch der Systemerhalt die treibende Kraft hinter vielen Überlegungen? Die größere Einheit im geographischen-strukturellen Sinn führt nicht unbedingt zu einer größeren Einheit im inhaltlich-geistlichen Sinn.⁶

Wobei ich gar keine Zweifel am meines Wissens Karl Rahner zugeschriebenen Satz „Ein Christ ist kein Christ“ habe und selbstverständlich die sakramentale Struktur der katholischen Kirche bejahe. Wenn nur gleichzeitig immer die und der Einzelne, sein und ihr Glaube, in den Blick genommen wird.

3. Trauerarbeit

Bei den anstehenden kirchlichen Strukturveränderungen könnte das etwa bedeuten, Bisheriges entsprechend zu würdigen und Trauerarbeit zu ermöglichen. Die Formulierung des Görlitzer Bischofs im erwähnten Hirtenbrief: „Liebe Schwestern und Brüder, mir ist bewusst, dass dieser weitere Schritt der Strukturreform für manche von Ihnen sehr schmerzlich ist“ halte ich für wichtig. Mir kommt da das unter Liturgikern umstrittene Thema der richtigen Farbe bzw. auch der richtigen Bezeichnung der Messe am Begräbnistag eines Verstorbenen in den Sinn. Handelt es sich um ein Requiem oder um einen Auferstehungsgottesdienst? Sollen Paramente in weißer, violetter oder schwarzer Farbe verwendet werden? Obwohl ich persönlich mir zugegebenermaßen Verschiedenes, je nach Person des Verstorbenen bzw. Situation der FeiERGemeinde vorstellen kann,

neige ich grundsätzlich dazu, der Trauer ihren Raum lassen zu wollen.

Und bei der Zusammenlegung von Gemeinden, ob jetzt Pfarreien kirchenrechtlich aufgelöst werden oder nicht, ist nun einmal damit zu rechnen, dass gläubige Menschen in ihrer Trauer über dasjenige, was sie da erleben, womöglich einfach nicht sofort fähig sind, die Synergieeffekte und die neuen Möglichkeiten zu sehen und sich darüber zu freuen.

4. Einzelne und kleine Einheiten

Die Maxime Mutter Teresas ist nicht aus dem Auge zu verlieren. Auf einer anderen Ebene fand ich sie einmal folgendermaßen ausgedrückt und weiter geführt: „Die Ermöglichung von Individualität ist ... Voraussetzung für Kooperation.“⁷ Und da ist sehr sorgfältig hin zu sehen, was denn nun wirklich hilft.

Ein konstruiertes Beispiel: Wenn etwa der Hauptamtliche der neu entstandenen Seelsorgeeinheit zwei engagierte Frauen aus St. Bonifatius dafür gewinnen möchte, beim neuen Abendgebet „Innehalten“ auf Seelsorgeebene in St. Hildegard mit zu gestalten und die beiden Frauen innerlich nicht verstehen, wieso sie nicht vor Ort, in St. Bonifatius eben, eine dritte und vierte für das Bibel-Teilen suchen können, das ihnen am Herzen liegt. Im Idealfall klären sich die Wünsche und Vorstellungen im Gespräch. Hat der Hauptamtliche die Herzensweite, „seine“ neue Struktur und ihre Chancen, noch einmal hintan zu stellen, um den konkreten Mitchristinnen und Mitchristen möglichst gerecht zu werden?

Und ich plädiere durchaus für die kleinen Einheiten. Als Mitglied eines Institutes des geweihten Lebens weiß ich, dass unser Aufgeteilt-Sein in kleine Hausgemeinschaften nicht nur die Möglichkeit eröffnet, Mitbrüder, die sich im Zusammenleben schwer täten, an verschiedenen Orten einen Lebensraum und im Idealfall ein ihnen entsprechendes Apostolat zu ermöglichen. Das ist die negative Abgrenzung! Positiv ermög-

lichen die kleinen Gemeinschaften oft genug auch ein intensiveres Gemeinschaftsleben, einen persönlicheren, existentiellen Austausch untereinander. Ich weiß von großen Gemeinschaften, die, obwohl am selben Ort oder gar im selben Haus lebend, sich entschieden haben, sich in kleine Gemeinschaften („Lebensgruppen“) aufzuteilen, im Hinblick auf ein fruchtbareres Gemeinschaftsleben.

Es ist mir klar, dass es hierbei um etwas anderes geht, als um den Glauben von Christinnen und Christen in Pfarrgemeinden, deren Mitgliederzahlen schrumpfen. Fairerweise müssten natürlich auch die jeweiligen soziokulturellen Bedingungen mit in den Blick genommen werden. In der Großstadt sieht so etwas anders aus als im kleinstädtischen oder ländlichen Bereich. Aber die Frage nach der kleinen Einheit bleibt auch im Ballungsraum.

5. John Henry Newman

Ans Ende dieser Überlegungen möchte ich einen längeren Abschnitt aus einer Predigt des 2010 von Papst Benedikt XVI. selig gesprochenen John Henry Newman stellen. Es handelt sich um eine seiner Pfarrpredigten aus dem Jahr 1835, also noch aus Newmans anglikanischer Zeit.

„Hören wir nie sagen, dass der tägliche kirchliche Gottesdienst unnötig ist? Bekommen wir es nie zu hören, es sei kaum der Mühe wert, ihn zu halten, außer es kämen zahlreiche Besucher, wie wenn eine einzige Seele, auch nur eine einzige, nicht kostbar genug wäre für Christi Liebe und die Obsorge seiner Kirche? Hört man nie den Einwurf, dass eine nur zum Teil gefüllte Kirche ein entmutigender Anblick ist, als ob unser Herr Jesus überhaupt die vielen und nicht die wenigen dafür ausersehen hätte, Seine treuen Jünger zu sein? Wird denn nie behauptet, ein Geistlicher erfülle seinen Posten nicht, außer er nehme sich beständig der gefühllosen Masse an, anstatt nur den

wenigen zu dienen, die frömmen sind? Ach, es muss schon schlimm um uns stehen, wenn unsere Verteidiger die Kirche nur mit Rücksicht auf ihr Wirken, ihre Popularität und ihre offenkundige Nützlichkeit empfehlen und kaum Bedenken trügen, uns aufzugeben, hätten wir nicht die Mehrzahl auf unserer Seite! ... Die im Gebet versammelten Witwen und Waisen, Schwachen, Hilflosen und Frommen, diese sind die Stärke der Kirche.“⁸

Obwohl es fraglich erscheinen mag, eine Predigt aus einer anderen Zeit und Situation mit dem vorher Beschriebenen und damit dem Heute in Verbindung zu bringen, bewegen mich Newmans Worte eben gerade heute. Wegen der Betonung des einzelnen und aufgrund der Infragestellung einseitiger Effizienzerwägungen. Wobei man John Henry Newman bestimmt keine „Kleine-Herde-Mentalität“ unterstellen darf. Da hielt er es sicher mit Martin Lechner, Professor für Jugendpastoral in Benediktbeuern. Dieser referierte bei der österreichischen Pastoraltagung im Januar 2012 in Salzburg und formulierte dabei einen mit viel Applaus bedachten Satz: „Es ist nicht schlimm, wenn die Kirche zur ‚kleinen Herde‘ werden sollte; schlimm wäre aber eine ‚Kleine-Herde-Mentalität.“⁹

Es muss sich etwas ändern in der Kirche. Damit die Strukturveränderungen dazu beitragen und nicht letztlich das Festhalten am Bestehenden vornehm und teilweise aktivistisch verschleiern, ist die Ergänzung um den entschiedenen Blick auf den und die Einzelnen unbedingt nötig.

Anmerkungen:

- ¹ vgl. www.leopold-kohr-akademie.at
- ² Kohr, Leopold, Die Lehre vom rechten Maß. Aussätze aus fünf Jahrzehnten. Salzburg 2006.

³ Kohr, Leopold, Das Ende der Großen. Salzburg 2002.

⁴ vgl. www.bistum-görlitz.de (aufgerufen am 16.1.2012)

⁵ Mehr als Strukturen...“ Neuorientierung der Pastoral in den (Erz-)Diözesen. Ein Überblick, Arbeitshilfe Nr. 216 hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn 2007.

⁶ Hier wäre etwa der Augsburger Bischof Dr. Konrad Zdarsa kritisch anzufragen, der sich eine größere Einheit wünscht und dafür größere Einheiten schaffen möchte, wobei der Focus bei ihm auf der sonntäglichen Eucharistie liegt, welcher anderes untergeordnet wird. (Vgl. etwa ein KNA-Interview mit Bischof Zdarsa in „Die Tagespost“ vom 28. Februar 12, Nr. 25, S. 7).

⁷ vgl. Arbeitsgruppe Kommunikation & Medien, Spielregeln der Kommunikation, München 1990, hier 232.

⁸ Newman, John Henry, Predigten. Eingeleitet und übertragen von der Newman-Arbeitsgemeinschaft der Benediktiner von Weingarten, Dritter Band. Stuttgart o.J., 365f.

⁹ vgl. Kathpress-Tagesdienst Nr. 12 vom 13.1.2012, 5.

Bischof Maternus von Köln (313)

Zum Bistumsjubiläum

Am 13. Juni des Jahres, in dem Konstantin und Licinius Konsuln waren, also im Jahre 313, erließen die beiden Augusti in Mailand ein Toleranzprogramm, in dem sie allen, also auch den Christen, die Möglichkeit zur freien Religionsausübung gaben. Außerdem sollten die Statthalter dafür sorgen, dass enteigneter Besitz der Körperschaft der Christen zurückgegeben würde.¹ Die Rückgabe des Besitzes an die katholische Kirche hatte Konstantin auch in einer Verordnung an Anullinus, den Prokonsul Afrikas, erklärt.²

Konstantin wollte nicht nur die religiösen Auseinandersetzungen zwischen traditioneller Religion und Christen beenden, sondern die Einheit der christlichen Gemeinden für die Einheit des römischen Reiches nutzen.³ Die Rückerstattung ehemals kirchlichen Besitzes legte aber einen Konflikt der nordafrikanischen Kirche offen. Die „Donatisten“ warfen dem Bischof Caecilianus von Karthago vor, ungültiger Weise von jemand geweiht worden zu sein, der während der Verfolgungszeit heilige Schriften ausgeliefert habe. Deshalb hatten sie einen Gegenbischof aufgestellt.⁴ Bei der Rückgabe des kirchlichen Besitzes stellte sich nun die Frage, wem dieser zukomme. So baten die „donatistischen“ Bischöfe nun Konstantin um neutrale gallische Bischöfe, die den nordafrikanischen Konflikt entscheiden sollten.⁵ Hierauf reagierte Konstantin mit einem Brief,

„durch den er eine Versammlung von Bischöfen in Rom anordnet zum Zwecke der Einheit und Eintracht der Kirchen.

„Konstantinus Augustus an Miltiades, den Bischof der Römer, und an Markus.⁶ Da von Anullinus, dem erlauchten Prokonsul Afri-

kas, mehrere derartige Schriftstücke mir zugesandt wurden, aus denen hervorgeht, dass Cäcilianus, der Bischof der Stadt der Karthager, von einigen seiner Amtsgenossen in Afrika vieler Dinge beschuldigt werde, und da es mir als äußerst schwerwiegende Sache erscheint, dass in diesen sehr bevölkerten Provinzen, welche die göttliche Vorsehung meiner Ergebenheit ohne mein Zutun anvertraut, das Volk, in Spaltung begriffen, auf schlimmem Wege sich befindet und die Bischöfe unter sich uneins sind, so dünkte es mich gut, dass Cäcilianus selbst mit zehn Bischöfen aus den Reihen seiner Ankläger und zehn anderen, die er nach eigenem Urteil für seine Sache als nötig erachtet, sich nach Rom einschiffe, auf dass er dort vor euch sowie vor Reticus, Maternus und Marinus, euren Amtsgenossen, denen ich Befehle erteilte, zu diesem Zwecke nach Rom zu eilen, einem Verhör unterzogen werde. Ihr sollt genauen Einblick gewinnen, um dem verehrungswürdigsten Gesetze zu entsprechen. Damit ihr euch aber über die ganze hier vorliegende Frage vollkommen unterrichten könnet, habe ich Abschriften der von Anullinus mir zugeschickten Schriftstücke meinem Briefe beigefügt und sie an eure oben genannten Amtsgenossen abgesandt. Wenn eure Strenge sie liest, wird sie ermessen, auf welche Weise die erwähnte Streitsache gewissenhaftest zu untersuchen und nach Gerechtigkeit beizulegen sei. Denn eurer Sorgfalt ist es keineswegs verborgen, welche große Ehrfurcht ich der anerkannten katholischen Kirche zolle und dass ich daher nicht will, dass auch nur eine Spur von Spaltung oder Uneinigkeit an irgendwelchem Orte durch euch belassen werde. Die Göttlichkeit des großen Gottes möge euch, Hochgeehrter, erhalten auf viele Jahre!“

Da Konstantin voraussetzt, dass Miltiades die Bischofssitze seiner Mitbrüder kennt, erwähnt der Kaiser diese nicht. Optatus von Mileve nennt jedoch die Bischofssitze der Richter:

„Maternus von der Stadt Köln (ex Agrippina civitate), Reticus von der Stadt Autun und Marinus von Arles. Diese drei

Bischöfe aus Gallien und fünfzehn andere Bischöfe aus Italien kamen nach Rom. Sie kamen im Haus der Fausta im Lateran zusammen. Am Freitag, den 2. Oktober im vierten Konsulat des Konstantin und im dritten des Licinius (313) setzten sie sich zusammen: Bischof Miltiades von Rom und die gallischen Bischöfe Reticius, Maternus und Marinus und Merocles von Mailand, Floranus von Sienna, Zoticus von Squinzano, Stennius von Rimini, Felix von Florenz, Gaudentius von Pisa, Constantius von Faenza, Proterius von Capua, Theophilus von Benevent, Sabinus von Terracina, Secundinus von Palestrina, Felix von Tres Tabernae, Maximus von Ostia, Evandrus von Urbino und Donatianus von Monterano. Diese neunzehn Bischöfe behandelten die Sache des Donatus und des Caecilianus. Von den Einzelnen sind Entscheidungen gegen Donatus gefallen, der bekannte, dass er wiedergetauft und abgefallenen Bischöfen die Hände aufgelegt habe, was der Kirche fremd ist.⁸

Demnach ging Miltiades auf die Bitten Konstantins ein, lud aber weitere 15 Bischöfe aus dem römischen Synodalbereich ein und erweiterte so das kaiserliche Schiedsgericht zu einer kirchlichen Synode, die im Oktober 313 in Rom gegen die Donatisten zugunsten des Bischofs Caecilian von Karthago entschied. Gegen dieses Urteil appellierten die Donatisten erneut an den Kaiser⁹ und deshalb ordnete Konstantin „eine zweite Versammlung zwecks Beseitigung jeglicher Uneinigkeit unter den Bischöfen“ an. Dazu sollte „eine sehr große Anzahl von Bischöfen aus verschiedenen und unsäglich vielen Orten bis zum ersten August in der Stadt Arles zusammenkommen“¹⁰. Die Synode trat im Jahr der Konsuln Volusius und Annianus, also 314, zusammen.¹¹ Im Hinblick auf den nordafrikanischen Konflikt entschied die Synode von Arles, dass nur der von seinem Amt abgesetzt wird, bei dem durch öffentliche Akten nachgewiesen ist, dass er in der Verfolgung heilige Schriften, heilige Gefäße oder die Namen seiner Brüder ausgeliefert hat. Keinem Ordinierten sollen Nachteile aus den Handlungen des

Ordinanden entstehen.¹² Außerdem soll die Ordination wenigstens durch wenigstens drei Bischöfe erfolgen.¹³ Ein Häretiker, der in die Kirche aufgenommen werden möchte, wird nicht erneut getauft, sondern ihm wird lediglich die Hand aufgelegt.¹⁴ Die Beschlüsse der Synode unterschrieben u. a.

Bischof Marinus (Marianus), der Presbyter Salamas (Silimas) und die Diakone Nicasius, Afer, Ursinus und Petrus von Arles, die Presbyter Claudianus (Glaudianus; Claudius) und Thitus (Betus; Verus; Citus; Bitus) und die Diakone Eugenius (Eugenus) und Quiriacus (Chyriacus; Cyricus) aus Rom, die Bischof Silvester schickte,

Bischof Riticius (Retius; Ruticius), der Presbyter Amandus (Amandinus) und der Diakon Felomasius (Flomatius; Flematius; Filomatius) aus Autun,

Bischof Maternus und der Diakon Macrinus (Magrinus) aus Köln (de civitate Agripenensium / Agrepinentium / Agripen-sium / Agrippinensium / Agripinensium),

Bischof Agrucius (Agraecius; Agricius; Agrecius) und der Exorzist Felix aus Trier.¹⁵

In einem Brief informierten die Bischöfe, die an der Synode in Arles teilnahmen, den römischen Bischof Silvester über ihre Beschlüsse:

„Den geliebten Papst Silvester grüßen Marinus, Acratius, ..., Reticius, ..., Maternus, ...“¹⁶

Wahrscheinlich hatte Konstantin den Kölner Bischof Maternus während der Frankenkriege persönlich kennen gelernt und Maternus hat Konstantin sogar Kenntnisse über den christlichen Glauben vermittelt¹⁷, als er sich in Köln aufhielt¹⁸. Konstantin begann in Divitia-Deutz ein Legionslager¹⁹ und eine dorthin führende Brücke über den Rhein zu errichten²⁰, die beide archäologische Spuren hinterlassen haben. Dass Maternus seinen Diakon Macrinus als Begleiter mit zur Synode nimmt, passt gut zum Bild, das wir vom Diakon der alten Kirche haben.²¹ Somit zeigt sich Maternus als der erste namentlich bekannte Kölner Bischof. Ob er aber auch der erste Bischof war, ist damit noch nicht entschieden. Irenäus von Lyon schreibt um 180-185:

„Die Kirchen (Ἐκκλησίαι), die es in (den) Germanien (ἁπὸ τῶν Γερμανῶν) gibt, glauben und überliefern nichts anders, auch die in Iberien (Spanien) und die bei den Kelten (in Gallien) nicht, ebenso die im Orient oder die in Ägypten, in Lybien und in der Mitte der Welt.“²²

Manche meinen, dass Irenäus sagen will, der christliche Glaube sei über die damals bekannte Welt bis in die germanischen Gebiete verbreitet²³; andere verstehen im Plural Germanien aber die beiden germanischen Provinzen. Dann wäre eine kirchliche Gemeinschaft auch in der Provinzhauptstadt Köln zu vermuten.²⁴

Während die antiken Quellen ein stimmiges Bild vom Kölner Bischof Maternus zeichnen, das sich gut in die Zeitgeschichte einfügt, scheint im Mittelalter die Kenntnis über Maternus weitgehend verschwunden zu sein. Dieses Nicht-Wissen wurde wiederum für mittelalterliche kirchenpolitische Auseinandersetzungen genutzt. Die Trierer Bischofsliste des 10. Jahrhunderts fügte den Namen Maternus zwischen die auch antik bezeugten Trierer sacerdotes (Priester, d. h. Bischöfe) Eucharius²⁵ und Valerius²⁶ einerseits und Agritius²⁷ (314) andererseits ein. Da man in Köln wohl genaue Erinnerungen an Maternus verloren hat, wird 978 erstmals eine Grabkirche des Maternus in Trier erwähnt. Ein Wechsel des Amtssitzes widerspricht den Bestimmungen der Synode von Arles (314)²⁸ und der allgemeinen Praxis der alten Kirche. Wenn die Legende berichtet, Maternus sei auch Bischof von Tongern gewesen, dann kann dies insofern richtig sein, als er eben nicht nur Bischof der Hauptstadt Köln gewesen war, sondern in dieser Eigenschaft Bischof der gesamten römischen Provinz Germania secunda, zu der auch Tongern gehörte²⁹. Ein vergleichbares Schicksal erlebte der von Athanasius³⁰ und Theodoret³¹ als glaubensstark bezeugte Kölner Bischof Euphrates, der nach den Akten einer angeblichen Kölner Synode des Jahres 346 unter dem Vorsitz des Trierer Bischofs Maximinus abgesetzt worden war³². Die Akten sind wahrscheinlich eine Fälschung des 8. oder 10. Jahrhunderts³³. Die

Kölner Kirche scheint zeitweise zu ihrem eigenen Schaden das Andenken an ihre Bischöfe verloren zu haben.

Anmerkungen:

- ¹ Lact. mort. pers. 48,2/12 (CSEL 27, 228/33 Brandt / Laubmann); Eus. h. e. 10,5,2/14 (GCS NF 6,2, 883/7 Winkelmann).
- ² Eus. h. e. 10,5,15/8 (GCS NF 6,2, 887 Winkelmann).
- ³ Vgl. Eus. v. Const. 2,65,1 (GCS 7, 74 Winkelmann).
- ⁴ B. Kriegbaum, Donatismus: LThK 3 (Freiburg 19953) 332/4.
- ⁵ Optat. 1,22 (SC 412, 220/2 Labrousse); Aug. ep. 53,5 (CCL 31, 223 Daur); Aug. ep. 105,2,8 (CCL 31B, 53 Daur).
- ⁶ H. Kraft, Kaiser Konstantins religiöse Entwicklung = BHT 20 (Tübingen 1955) 169 sieht in Markus den geschäftsführenden Archidiakon des römischen Bischofs. Marcus könnte 336 römischer Bischof geworden sein (vgl. B. Domagalski, Der Diakonat als Vorstufe zum Episkopat: StPatr 29 [Leuven 1997] 21).
- ⁷ Eus. h. e. 10,5,18/20 (GCS NF 6,2, 887f Winkelmann); vgl. Aug. ep. 43,4. 14 (CCL 31, 171. 177 Daur); Aug. ep. 53,5 (CCL 31, 223 Daur); Aug. ep. 88,3 (CCL 31A, 140 Daur); Aug. ep. 105,8 (CCL 31B, 54 Daur); Aug. ep. 185,47 (CSEL 57, 41 Goldbacher); Aug. brevic. 3,12,24 (CCL 149A, 289 Lancel).
- ⁸ Optat. 1,23,1/24,1 (SC 412, 222/4 Labrousse); vgl. Aug. ep. 53,5 (CCL 31, 224 Daur); Aug. ep. 105,8 (CCL 31B, 54 Daur); Aug. c. ep. Parm. 1,5,10 (CSEL 51, 29 Petschenig); Aug. brevic. 3,17,31 (CCL 149A, 296 Lancel); Aug. c. Don. 15,19. 33,56 (CSEL 53, 117. 158 Petschenig); Aug. un. bapt. 16,28 (CSEL 53, 29 Petschenig).
- ⁹ Optat. Appendix 5 (CSEL 26, 209 Ziwsa); Aug. ep. 105,8 (CCL 31B, 54 Daur).
- ¹⁰ Eus. h. e. 10,5,21/4 (GCS NF 6,2, 888/90 Winkelmann); vgl. Aug. ep. 53,5 (CCL 31, 224 Daur); Aug. ep. 105,2,8 (CCL 31B, 54 Daur).
- ¹¹ CCL 148, 14f. 17. 19. 21 Munier.
- ¹² Can. 14 (CCL 148, 12 Munier).

- ¹³ Can. 20 (CCL 148, 13 Munier).
- ¹⁴ Can. 9 (CCL 148, 10f Munier); Optat. Appendix 4 (CSEL 26, 208 Ziwsa).
- ¹⁵ CCL 148, 14/22 Munier.
- ¹⁶ Optat. Appendix 4 (CSEL 26, 206f Ziwsa). C. Dietmar / M. Trier, *Colonia. Stadt der Franken* (Köln 2011) 39; S. Ristow, *Frühes Christentum im Rheinland* (Münster 2007) 106; E. Dassmann, *Die Anfänge des Christentums im Rheinland*: S. Ristow (Hg.), *Neue Forschungen zu den Anfängen des Christentums im Rheinland* = *JbAC KIR 2* (Münster 2004) 4f; E. Dassmann, *Die Anfänge der Kirche in Deutschland* = *Urban-TB 444* (Stuttgart 1993) 108f; H. G. Horn, *Das Leben im römischen Rheinland*: H. G. Horn (Hg.), *Die Römer in Nordrhein-Westfalen* (Stuttgart 1987) 288.
- ¹⁷ W. Eck, *Köln in römischer Zeit* = *Geschichte der Stadt Köln 1* (Köln 2004) 603. 611/4. 635.
- ¹⁸ Vgl. *Panegyricus des Jahres 307* 7/6,4,2. 7/6,8,4 (B. Müller-Rettig, *Lobreden auf römische Kaiser 1* = *Edition Antike* [Darmstadt 2008] 106. 112); *Panegyricus des Jahres 310* 6/7,11 (ebd. 136/8). Eck, *Köln in römischer Zeit* 605.9. Vgl. *Panegyricus des Jahres 310* 6/7,11,5 (Müller-Rettig, *Lobreden* 138); *CIL 13,2,2*, 8502; B./H. Galsterer, *Die römischen Steininschriften aus Köln* = *Wissenschaftliche Kataloge des Römisch-germanischen Museums Köln 2* (Köln 1975) 47 Nr. 187; M. Gechter, *Zur Überlieferung der Bauinschrift des Kastells Divitia* (Deutz): *Kölner Jahrbuch 24* (1991) 377/80; Th. Grünwald, *Ein epigraphisches Zeugnis zur Germanenpolitik Konstantins des Grossen*: *FS G. Walser, Labor omnibus unus* = *Historia, Einzelschriften 60* (Stuttgart 1989) 171/85. Dietmar/Trier, *Colonia* 31/4; Eck, *Köln in römischer Zeit* 605/11; M. Carroll-Spillecke, *Das römische Militärlager Divitia in Köln-Deutz*: *Kölner Jahrbuch 26* (1993) 321/444; G. Precht, *Köln-Deutz*: H. G. Horn (Hg.), *Die Römer in Nordrhein-Westfalen* (Stuttgart 1987) 513/6; G. Precht, *Castellum Divita: Köln 3* = *Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern 39* (Mainz 1980) 184/9; G. Precht, *Die Ausgrabungen im Bereich des Castellum Divitia*: *Kölner Jahrbuch 13* (1972/73) 120/8.
- ²⁰ *Panegyricus des Jahres 310* 6/7,11,3. 6/7,13 (Müller-Rettig, *Lobreden* 138/40). Dietmar/Trier, *Colonia* 30f; Eck, *Köln in römischer Zeit* 605/7; H. Hellenkemper, *Köln*: H. G. Horn (Hg.), *Die Römer in Nordrhein-Westfalen* (Stuttgart 1987) 469; St. Neu, *Die römische Rheinbrücke: Köln 2* = *Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern 38* (Mainz 1980) 147/52; O. Kraus, *Die römische Rheinbrücke zu Köln und die Stadtmauer der Südseite*: *Bonner Jahrbücher 130* (1925) 232/47.
- ²¹ B. Domagalski, *Wiederherstellung des Diakonats?. Der Diakon in patristischer Zeit: Ortsbestimmungen. Der Diakon als kirchlicher Dienst* = *Fuldaer Studien 11* (Frankfurt 2009) 108.
- ²² *Iren. haer.* 1,10,2 (SC 264, 158/60 Rousseau/Doutrelau).
- ²³ Vgl. *Tert. adv. Jud.* 7,2/5. 7/9 (CCL 2,2, 1354/6 Kroymann); *Soz. h. e.* 2,6,1 (GCS NF 4, 58 Bidez/Hansen). Ristow, *Frühes Christentum* 54.
- ²⁴ Dassmann, *Die Anfänge des Christentums* 1/3; Eck, *Köln in römischer Zeit* 630f; Dassmann, *Die Anfänge der Kirche* 13/7; U. Maiburg, „Und bis an die Grenzen der Erde ...“: *JbAC 26* (1983) 48.
- ²⁵ *Greg. Tur. vita patrum* 17,4 (MGH.SRM 1,22, 281 Krusch); N. Gauthier, *Recueil des inscriptions chrétiennes de la Gaule 1* (Paris 1975) 146/9 Nr. 19.
- ²⁶ *Martyrologium Hieronymianum* (Acta sanctorum Nov. 2,2, [14] De Rossi/Duchesne). Gauthier, *Recueil* 146/9 Nr. 19.
- ²⁷ S. o. Anm. 15.
- ²⁸ Can. 2 (CCL 148, 9 Munier); Optat. Appendix 4 (CSEL 26, 207 Ziwsa).
- ²⁹ Vgl. Dietmar/Trier, *Colonia* 39; Ristow, *Frühes Christentum* 106f; Eck, *Köln in römischer Zeit* 81827; Dassmann, *Die Anfänge der Kirche* 69/71. 109/11; F. W. Oediger, *Die Regesten der Erzbischöfe von Köln im Mittelalter 1* = *Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 21* (Bonn 1954-1961 = Düsseldorf 1978) 1; W. Levison, *Die Anfänge rheinischer Bistümer in der Legende*: *AHVNRh 116* (1930) 5/28.
- ³⁰ *Athan. hist. Ar.* 20f (Athanasius Werke 2,1, 193f Opitz).
- ³¹ *Thdr. Lect. h. e.* 2,9f. (GCS 442, 119/21 Parmentier / Scheidweiler). Eck, *Köln in römischer Zeit* 645/7.
- ³² CCL 148, 26/9 Munier.
- ³³ Vgl. Dietmar/Trier, *Colonia* 39f; Ristow, *Frühes Christentum* 107f; Eck, *Köln in römischer Zeit* 645/9. 81827; Dietmar/Trier, *Colonia* 39; Dassmann, *Die Anfänge des Christentums* 5/7; Dassmann, *Die Anfänge der Kirche* 111/4; H. G. Horn, *Das Leben im römischen Rheinland*: H. G. Horn (Hg.), *Die Römer in Nordrhein-Westfalen* (Stuttgart 1987) 288; H. C. Brennecke, *Synodum congregavit contra Euphratam nefandissimum episcopum*: *ZKG 90* (1979) 176/200.

Hans-Joachim Höhn, Fremde Heimat Kirche. Glauben in der Welt von heute. Herder Verlag, Freiburg 2012, 180 S., 16,99 €, ISBN 978-3-451-30540-5, (auch als ebook).

Mit diesem sehr lesbar geschriebenen Buch, das sich gut als Reiselektüre eignet, will der Kölner Theologe mit dem Forschungsschwerpunkt der „Stellung und Funktion der Religion in der Moderne“ nicht in die große Zahl der kirchlichen Krisen-Literatur einsteigen, sondern eine „Frustrationsresistenz“ mit „nüchterner Betrachtung der Zukunftschancen“ befördern in dem Richtungsstreit zwischen „Untergangsbeschwören“ und „Beschwichtigern“. Aus religionssoziologischer Perspektive erinnert – nach dem Jahr 2010 mit den größeren Kirchenaustrittszahlen auf katholischer Seite als auf evangelischer – der Titel an die gleichnamige Mitgliederbefragung der EKD aus dem Jahre 1993 (S. 15). In der Problemskizze (1.) dazu analysierte Höhn in sechs Punkten „Ort und Bedeutung der Kirche in der modernen Gesellschaft“ zwischen „Beheimatung und Entfremdung“. Dabei hält Höhn es für „wenig fair, die Kirchenkritik allein bei der Kirchenhierarchie abzuladen“ (S. 33) und plädiert für kreative und kleine Schritte. Für die Frage, „wie die Kirche über die Kirche denkt“ (2.), analysiert Höhn die „Verteidiger der Kirche“, die in der „Selbstsäkularisation“ und dem II. Vaticanum als „Aufbruch in den Untergang“ die Ursache für die gegenwärtigen Krisenzustände sehen. Dem stellt Höhn gegenüber: „evangeliumsgemäß ist nicht, sich aus der Welt zu stehlen, sich über sie zu erheben und sich ihr gegenüberzustellen, sondern in der Welt für die Welt engagiert zu bleiben, sich von ihren Nöten anrühren zu lassen und ihrer Freuden mitzufreuen“ (S. 40f.), wobei nicht nur „aggiornamento“, sondern auch „resourcement“ (d. h. Erneuerung aus dem Quellen des Christseins) angesagt ist. Doch hat der Autor den Eindruck, „dass das Reformanliegen des Zweiten Vaticanum bei der Generation der heute 45- bis 55-Jährigen (man könnte sie „78er“ nennen), die Leitungsfunktionen inne haben, immer weniger auf die Bereitschaft treffen, sie umzusetzen und fortzuschreiben“ (S. 47). „Was für Ihre Eltern ein innerkirchlicher Modernisierungsschub war (z. B.

Messdienerinnen), zählt für sie fortan zum Normalstand“ (S. 49) und so finden die „98er“ in den Priesterseminaren ihr Selbstverständnis primär „in Christo“ und weniger „in mundo“ (S. 51). Um die „Kirche in der Zivilgesellschaft als Bürgerinitiative des Hl. Geistes“ (3.) zu verstehen, zeigt Höhn, dass die Kirche in der neuzeitlichen Differenzierung bei ritueller Lebensbegleitung, spiritueller Sinnstiftung und sakramentaler Heilsvermittlung „nicht mehr Monopolist, aber immerhin noch Marktführer“ ist (S. 57), der „kampagnenfähig“ u. a. zu Allianzen für Solidarität und Gerechtigkeit bleiben sollte. Im vierten Kapitel sucht Höhn für eine „diakonische Kirche das verbindend Christliche, ohne zu einem (reinen) „Dienstleistungsunternehmen“ zu werden, denn „die diakonischen Handlungsfelder übertreffen alle anderen an Zahl und Größe, aber vermitteln offenkundig nur marginal, dass hier Kirche als Kirche begegnet“ (S. 73). So sollte die Kirche als „Non-Profit-Organisation“ mit „Nischenanbieter-Profil“ in einer „kulturellen Diakonie“ zur „Lebenskonnenschaft führen“, wobei die Caritas zur „unverzweckten Zuwendung“ und auch bei „kleinerer Kirche nicht kleinlicher“ werde sollte. Wenn „religiös Obdachlose“ in der Kirche nicht nur eine „oberhirtliche Verwaltung einer rigiden Moral und einer lebensfernen Glaubensdoktrin“ vermuten sollen, bedarf es für eine „missionarische Kirche neue Formen kirchliche Präsenz im Säkularen“ (5.). Nachdem aber auch in der „säkularen Moderne“ die „ökologischen Grenzen des ökonomischen Wachstums und die Grenzwerte individual- und sozialverträglicher Entgrenzungen“ offenkundig geworden sind, fokussiert sich die Betrachtung auf die „religionstransformierenden Prozesse“ des modernen Stadtlebens. (S. 97). Hier sind nicht nur die architektonischen und caritativen Präsenzen – gegebenenfalls mit veränderten Nutzungskonzepten – erforderlich, sondern neue Formen für den urban-pluralen Kontext. Gemäß dem Untertitel entfaltet Höhn für eine „missionarische Citypastoral“ fünf Thesen: Die modernen Städte als säkulare Orte, die zugleich „religionsproduktiv“ sind, erfordern für eine missionarische Pastoral Themen, die „säkularisierungsresistent“ und „urbanitätskompatibel“ und in einer „Passantenpastoral“ auch die ästhetischen Ressourcen des Christentums ausschöpfen, um bei den „sozialen Erosionen einer individualisierten Gesellschaft“ (S. 115) anzukommen. Im 6. Kapitel geht Höhn ausführlich auf das moderne Freiheitsrisiko der verlängerten Jugendphase als „schön und schwer“ in der „multiple-choise-Gesellschaft“ ein.

Am Ritus der Firmung als „Initiation in die Kirche“ zeigt er beispielhaft auf, dass er „mit dem Selbstverständnis der meisten Firmlinge nicht zur Deckung zu bringen ist“, so dass die Kirche „uncool“ für sie „zur fremden Heimat“ wird. Dem will Hohn mit „Zumutung und Ermutigung“ in einer „Bürgerinitiative des Heiligen Geistes“ entgegen treten, denn wenn die Kirche „diese Zumutung des Geistes Gottes nicht aushält, vermag sie auf Dauer Jugendliche nicht zu halten“ (S. 137). Eine „Kirche mit Sinn und Verstand“ (7.) ist in der „post-säkularen“ Gesellschaft mit ihrer „Gleichzeitigkeit des Gegensätzlichen“ in den Riten und Ritualen mehr gefragt mit der subjektzentrierten und therapeutischen Nachfrage als mit dogmatischer und moralischer Glaubenskommunikation. In der „pilgernden Kirche“ (8.) mit „der Sehnsucht nach jener Zeit, in der man wusste, wohin man gehört“, erfährt der moderne Mensch als „homo viator“ mit Individualisierung, Erlebensorientierung und Ästhetisierung „die Transzendenz im Selbstversuch“. Dabei handelt es sich „beim Pilgern um eine do-it-yourself-Religiosität, die zwar alle Formen eines institutionell-kirchlichen Zugriffs auf das religiöse Bewusstsein meidet, aber dennoch gelegentlich nach kirchlichen Haltegriffen Ausschau hält“ (S. 163). Der moderne Pilger als „geselliger Einzelgänger“ kann die Kirche erfahren, die „auf dem Weg ihrer Pilgerschaft von Christus zu dieser dauernden Reform aufgerufen wird, deren sie allezeit bedarf, soweit sie eine menschliche und irdische Einrichtung ist“ (Ökumenismus-Dekret 6). Mit dieser fundierten Analyse der vielfachen Binnenfixierungen in der Kirche zeigt Höhn zugleich Perspektiven auf, auch in den gegenwärtigen Kirchen- und Gottes-Krisen (9.) wieder „Salz der Erde“ zu werden.

Wer theologisch-soziologisch in der Tradition des II. Vaticanum qualifiziert in den aktuellen Kirchenkrisen bis hin zu den neuen Netzwerken katholischer Priester sich orientieren und mitdiskutieren will, findet in diesem Buch das qualifizierte Rüstzeug und eine überzeugende Orientierung.

Reimund Haas

Franz Jalics: Lernen wir beten. Topas plus, Kevelaer 2010, 112 Seiten.

Der Jesuit Franz Jalics ist mit seinem Haus Gries in Oberfranken und seinen Büchern seit Mitte der

80er Jahre ein Inbegriff für kontemplative Exerzitien.

Sein Buch „Lernen wir beten“, ist 2010 in 2. Auflage in der Verlagsgemeinschaft topos plus in Kevelaer erschienen, hat allerdings eine deutlich längere Geschichte. Seine Erstauflage reicht in die Zeit, als sein Verfasser, noch Dozent für Fundamentaltheologie in Buenos Aires in Argentinien war, also vor 1976. Dass es bis heute lesenswert ist, liegt sicherlich auch daran, dass es in der Biographie seines Autors verankert ist. Es sind einerseits persönliche Erlebnisse (samt deren Integration in die eigene Lebensgeschichte), andererseits aber auch die aufmerksame Wahrnehmung der heutigen Zeit, die Franz Jalics nach Formen des einfachen Betens suchen ließen. Doch vor allem geht es beim Beten selbst, so Franz Jalics, immer um Lebensgeschichte. Denn zum Beten gehört immer auch eine aufmerksame Wahrnehmung der eigenen Lebensrealität, die sich in Worten oder im Schweigen Gott hinhält.

Wenn Franz Jalics in seinem Buch verschiedene Formen des Betens unterscheidet, so geht es ihm nicht zuerst um die Sprachform, nach der Beten mal Danken mal Bitten mal Klagen ist. Vielmehr sucht er nach Möglichkeiten, wie Beten überhaupt gelingen kann, wenn doch seine Grundübung, nämlich die Sammlung, so schwierig und gefährdet ist. Sammlung findet man nun einmal nicht durch guten Willen allein (oder durch eiserne Disziplin). Für Jalics kommt man nicht an einer realistischen Sicht auf sich selbst, seine eigenen Möglichkeiten hinsichtlich der freien Zeit, der echten Motive oder Emotionen vorbei. Wer diese Sicht wagt, langsam vielleicht, den führt das Buch durch verschiedene Formen des Betens, vom Gebet mit Gebetstexten hin zu mehr persönlichem Sprachen, bis hin zum Schweigen. Die Unterschiede markieren sicherlich auch die Art und Weise der Gottesbeziehung, nicht minder aber auch die Beziehung zu sich selbst, den eigenen Möglichkeiten und Grenzen. Diese Wahrnehmungen sind keine Vorbereitungsübungen oder Vorstufen des Betens, sondern originär das, was Beten ausmacht. Und so bietet Franz Jalics einen menschenfreundlichen Weg ins Beten, dessen Grundton die Versöhnung mit dem Leben und darin die Begegnung mit dem Schöpfer ist.

Wilfried Röttgen

Unter uns

Auf ein Wort

Und der Logos wurde Fleisch ...

Wenn das Wort
es auch nahe legt:
Nichts daran ist
logisch –
menschlich gedacht.
Logisch wäre,
da die Geschöpfe
dem Schöpfer
so wenig verbunden sind
in den vielfältigen Weisen
ihrer Selbst-Behauptung,
der beleidigte Rückzug,
die Resignation
oder
Gottes blinder Dreinschlag.

Das Weihnachts-Geheimnis
wie -Wunder
besagt:
Nichts,
aber auch gar nichts
hält Gott
von seiner Liebe zur Schöpfung
ab.

Da sein Wort nicht reicht,
wird er Mensch.
Da das Menschenleben nicht reicht,
geht er in den Tod.
Da der Tod nicht reichen kann,
überwindet er ihn.

Das ist alles
nicht logisch –
menschlich gedacht.
Wohl aber göttlich.

Die Logik der Gnade
ruft uns
- täglich -
weihnachtlich zu handeln.
So würde
Ehre unserem Gott
und
Friede den Menschen auf Erden.

Gunther Fleischer

Wohnungsmarkt

Betlehem. Stall zu vermieten; Heizung mit Biowärme (Ochs und Esel); unverbaubare Aussicht (Stern am Himmel); gutes soziales Umfeld (Engelchor); bezugsfertig ab dem 24.12.

Anonymus

Herbergssuche

Maria und Josef stehen in Betlehem vor einer Herberge und bitten um Quartier.

Der Wirt: „Wir haben kein Zimmer mehr frei.“

Josef: „Ja, seht ihr denn nicht, dass meine Frau schwanger ist?“

Wirt: „Dafür kann ich doch nichts.“

Josef: „Ich vielleicht?“

Anonymus

Ritterbach Verlag GmbH · Postfach 18 20 · 50208 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E